

Der rote Faden

Eine Kurzgeschichte von Sanela Tadić • im Winter 2020

Damals – Zeit, Orte und Namen spielen gar keine Rolle – war etwas passiert, an das sie sich später wie an eine ganz logische Reihenfolge der Ereignisse erinnern würde. Ereignisse, die sich um ein einziges Lebensthema drehten. Um ein sehr grosses. Rückblickend passt alles zusammen. Mitten drin aber, solange sie diesen Ereignissen ausgeliefert war, erschienen sie ihr unverständlich, ja absurd und grausam. Wenn sie jetzt zurückdenkt, wirken sie wie Hinweise, die sie nicht beachten wollte. Wie viele von ihnen gab es noch, die sie erst später als Hinweise erkennen würde oder insgeheim schon erkannt hat? Vermutlich mindestens so viele wie es Lebensthemen gibt. Wegweiser, denen sie nicht folgen und Zufälle, denen sie keine Bedeutung beimessen wollte. Hinter dieser Weigerung in ihr verbarg sie dieses unwillkommene Gefühl, manche nennen es Intuition, dass das Leben selbst oft mit uns Menschen spricht, wir aber zu keinem Dialog bereit sind.

Es ist noch nicht so lange her, als sie ein weiteres kleines Beispiel dafür erlebte. Diese Hinweise sind nicht immer dramatisch. Sie benutzen nicht immer die Sprache der Schmerzen, aber sie lieben Metaphern, sind kreativ, poetisch oder treffen uns mit komischer oder bitterer Ironie. Das Leben scheint sich die Mittel der Künstler zu eigen zu machen, mit denen es uns Botschaften sendet.

Als sie eines Morgens zur Arbeit ging, musste ein Maler des Lebens am Werk gewesen sein, der das Bild dafür erschuf, was sie fühlte.

»Ich ersticke da drin. Ich muss da raus«, sagte sie plötzlich. Mitten auf dem Fussgängerstreifen.

Zum ersten Mal sprach sie an diesem Morgen hörbar aus, was sonst ihr innerer Monolog blieb, wenn sie in die Strasse einbog, an der das Bürogebäude stand, in dem sie arbeitete. In gedämpfter Tonlage hatte sie es gesagt, damit die Passanten es nicht mitbekamen. Auch nicht, wie sie dabei für ein paar Sekunden über sich selbst erschrak. Sie musste es von ihrer eigenen Stimme hören. Das fühlte sich weniger passiv an, als es nur zu denken, auch wenn sie trotzdem auf das Gebäude zuing. Das Gebäude an sich war nicht falsch. Sie war es, die dort falsch war.

Jedes Mal, wenn sie vor der Eingangstür stand, holte sie tief Luft und atmete langsam aus. Dasselbe tat sie, wenn sie das Gebäude abends wieder verliess. So wie es Leute tun, die einen

langen Marathon oder einen steilen Berg vor sich – oder hinter sich – haben. Ein automatischer Reflex, mit dem sie sich auch in anderen Situation etwas aktiver fühlte.

Dieser Arbeitstag im Büro verlief wie immer, bis auf den Moment, als am Nachmittag eine ihrer Arbeitskolleginnen, mit der sie sich gut verstand, plötzlich aufgeregt vor ihr stand.

»Wir müssen alle raus! Es kommt Rauch ins Gebäude!«

»Was müssen wir?« fragte sie erstaunt.

»Raus! Alle Fenster schliessen! Feuer ist nebenan ausgebrochen! Wir müssen es allen sagen und sofort das Gebäude verlassen! Polizei und Feuerwehr sind schon da!«

Alle Mitarbeitenden wurden informiert und liefen zum Treppenhaus. Auf dem Weg nach unten hörte sie einen Mitarbeiter sagen: »Es wird schon richtig stickig. Man merkt den Rauch immer mehr. Klar, dass wir rausgeschickt werden.«

Unten angelangt versammelte sich die gesamte Belegschaft vor dem Eingang. Sie trafen auf Polizisten und Feuerwehrleute, die den Platz vor dem Gebäude absperren und Anweisungen gaben. Neugierig blickten Mitarbeitende und Passanten hoch zum Rauch, der vom Nebengebäude hochstieg und über die umliegenden Dächer zog. Niemand wurde verletzt, hiess es. Der Brand konnte gelöscht werden und die Evakuierung war eine Standardmassnahme.

»Gehen Sie jetzt auf die andere Strassenseite«, ermahnte sie einer der Polizisten. »Oder gehen Sie was trinken, bis wir wieder grünes Licht geben können. Jetzt dringt noch Rauch ins Gebäude.«

Sie blickte ungläubig um sich. *Geschieht das wirklich? Warum gerade heute?* Sie stand abseits an einer Querstrasse, um für sich zu sein und zu begreifen, was sie sah: Da sind alle aus dem Bürogebäude auf die Strasse gekommen. Auf Anordnung. Manche unter ihnen schüttelten den Kopf, schauten energisch auf die Uhr, andere drehten sich nervös im Kreis oder starrten nach oben zu den Büros, wo Arbeit und Termine warteten. Niemand befürchtete mehr ernsthaft eine Bedrohung, eher die Zeitverschwendung. Manche aber freuten sich heimlich über die längere Kaffeepause, die ihnen geschenkt wurde.

»Das, was gerade passiert, ist meine innere Metapher«, dachte sie. Erst machte es ihr ein bisschen Angst. Ganz kurz hatte sie sogar ein Schuldgefühl, als hätte sie eigenhändig den Brand gelegt. Da aber niemand zu Schaden kam, fühlte sie sich fast schon geschmeichelt und bestätigt. Da war eine spürbar ermutigende, aktive Präsenz um sie herum, die sie niemandem hätte erklären können, ohne sich lächerlich zu machen.

Etwa eine Stunde später gaben Polizei und Feuerwehr wieder grünes Licht, um ins Gebäude zurückzukehren. Sie folgte den anderen, die ungeduldig oder zögerlich auf die Eingangstür zuzogen. In ihren Gedanken traf sie für sich eine Entscheidung, auf die sie tief Luft holte und

langsam wieder ausatmete. An diesen Moment würde sie sich von da an immer gern zurückerinnern, als sie ihn zuliess, den Dialog zwischen ihr und dem Leben.

Wie oft schon war jeder diesen kreativen Hinweisen, Wegweisern und Zufällen begegnet? In der Sprache der kleinen und grossen Schmerzen. In Form von sanften oder kräftigen Schubsern, von wiederkehrenden Bildern und Worten, um eine tiefere Wirklichkeit zu begreifen, von der wir Menschen in der routinierten Realität nichts wissen wollen. So gern hätte sie mit anderen darüber gesprochen, aber wer redet schon darüber? Und wie viele Menschen sehen diesen roten Faden, der sich durch jedes Leben zieht? Sie hatte ihn auch nicht immer gesehen, ihn immer wieder aus den Augen verloren, weil sie in eine andere Richtung ging. Einer unsichtbaren Linie entlang, wo der Weg leicht und berechenbar zu sein schien, aber nirgendwo hin führte, sie sogar eine lange Zeit auf der Stelle treten liess, ohne dass sie es merkte. Der rote Faden aber blieb immer da und schien darauf zu warten, dass sie endlich den unmöglich anmutenden Wegweisern folgte, die sie wieder zu ihm führten.

Egal, um welches Lebensthema es also ging, bei dem sie im Nirgendwo feststeckte, sich dort falsch fühlte, sie musste sich bloss zurückerinnern, wo der Weg einst auf der sichtbaren, roten Linie begonnen hatte und wo er aufhörte. Dorthin musste sie wieder zurück, um auf Kurs zu bleiben. Jedes Mal erkannte sie diese Wahrheit, wenn sie nicht mehr weiter wusste und der vermeintlich sichere Weg sie in die Irre führte, wo sie doch einen zuverlässigen Kompass hatte, auf den sie achten konnte. Das verstand sie nicht. Warum vertraute sie diesem Kompass nicht? Warum fürchtete sie ihn?

Es ist genau diese Angst wie damals, als sie dieser logischen Reihenfolge von Ereignissen ausgeliefert war, die sie alle nicht erleben wollte, an die sie sich dennoch immer wieder erinnerte (oder erinnert wurde). Sie waren bei weitem nicht die einzigen Ereignisse, die bedeutsam aufeinander folgten, die sich aber um dieses eine, grosse Lebensthema drehten, das für sie von Anfang an so schrecklich, so unzumutbar war. Dieses Thema scheint der Schlüssel für alle ihre Lebensthemen geblieben zu sein, die auf ihrem Weg von Bedeutung sind. Vielleicht ist es sogar der Schlüssel für den Weg jedes Menschen, der meistens erst in Rückblenden verstanden wird, während er weitergeht.

1. Rückblende: Das Staunen über die sichtbare Welt

Zu jener Zeit war sie etwa 15 Jahre alt. Es war Frühling. In einem Dorf irgendwo auf dem Balkan. Sie war allein zu Besuch im Haus ihrer Grosseltern, den Eltern ihres Vaters, der noch vier Schwestern hatte. Mit ihren Eltern war sie in ihren ersten Lebensjahren ins Ausland gezogen. Als Kind ihres Vaters, dem einzigen Sohn ihrer Grosseltern, wurde ihr unter den Enkelkindern eine besondere Aufmerksamkeit zuteil. Eine Tatsache, die sie albern, rückschrittlich und ungerecht fand, und für die sie sich unbewusst rächte, indem sie es nicht zuliess, dass ihre Grosseltern ihr Herz gewannen. Denn ihre Liebe fühlte sich für sie wie das Gegenteil von Liebe an, wenn sie davon abhing, wessen Kind sie ist. So empfand sie es. Nie hätte sie gedacht, dass ausgerechnet diese beiden Menschen später zu Hinweisen auf dieses grosse Lebensthema werden würden.

Ihr Grossvater war ein grosser, schlanker Mann mit Brille, der sich sehr pflegte. Seine Haare waren immer penibel nach hinten gekämmt, sein Gesicht frisch rasiert. Er trug jeden Tag gebügelte Hemden und elegante Anzughosen, wenn es kühler war auch einen Blazer oder einen Pullover über dem Hemd. Wie ein Direktor oder ein Geschäftsmann sah er aus, nicht wie ein Mann aus der Arbeiterschicht, der auf dem Land lebte. Es machte auch den Anschein, dass er gerade das bezweckte, wann immer er in gerader, stolzer Haltung, die Arme auf dem Rücken verschränkt, aus dem Haus trat. *Kleider machen Leute*. Eine Redewendung, die ihm ins Blut übergegangen war, die er sich sehr zu Herzen nahm, der er trotzen wollte, indem er sich selbst den Wert gab, den jeder Arbeiter verdient, der seine Stunden nicht in einem Büro abgesehen hatte. Er hielt immer ein striktes Tagesprogramm ein, stand früh auf, erledigte Arbeiten rundum das Haus und den Garten, schaute oft auf die Uhr und ging zeitig ins Bett, obwohl er längst in Rente war. Seine Sprache war knapp und bestimmend. Er sprach laut und hatte einen unterschwelligem Befehlston in der Stimme, die jedem seiner Worte eine gewisse Härte anhaften liess, auch wenn sie freundlich gemeint waren. In seiner Haltung gab er einem das Gefühl, das ihn nichts anging, was um ihn herum passierte, während er gleichzeitig über alles informiert sein wollte. Ihn quälte eine ständige Unruhe, die spürbar war, ohne dass es einen Anlass dafür gab. Als hätte ihm etwas gefehlt, was er vor langer Zeit mal verloren hatte, aber noch immer danach Ausschau hielt, obwohl er wusste, dass er es nie mehr wiederfinden würde. Das überspielte er gern mit Humor. Aus heiterem Himmel, bei ernstesten Gesprächen oder wenn es still wurde, machte er Spässe, riss Witze oder spielte anderen einen Streich und löste herzhaftes Lachen aus. Dieser Komiker, den er dann mimte, stand in starkem Kontrast zur dunklen Aura, die ihn umgab. Meistens kam sein Humor bei anderen sehr gut an, bei Kindern

wie bei Erwachsenen, da er so unvermittelt kam. Von einem Mann wie ihm, der sonst überaus beherrscht wirkte und ein toderntes Gesicht machte. Manchmal steckte ihn das Lachen der anderen an und er lachte mit, was fast etwas Unheimliches hatte.

Ihre Grossmutter war auch sehr gepflegt und ordentlich. Es war ihr wichtig, dass das Haus sauber, das Essen gut und der Garten vorzeigbar war, aber bei allem anderen war sie das Gegenteil ihres Mannes, dem sie sich anpasste. Sie war klein und pummelig, hatte ein gemütliches Naturell, aber eine gute Beobachtungsgabe, die sie nie ungenutzt liess. Ihre Art war äusserst gesellig, spontan und hatte etwas von Natur aus Mütterliches – oder Bemutterndes, je nachdem in welcher Gemütsverfassung man mit ihr sprach. Sie redete gern und hörte ebenso gern zu. Mit einer manchmal überrumpelnden Neugier, der man entweder höflich ausweichen oder nachgeben musste. Sie trug altmodische, lange Kleider, wie typische Grossmütter sie tragen. Ihre sehr langen, braungefärbten Haare waren immer hochgesteckt, was morgens einige Zeit in Anspruch nahm. Mit einem Mann wie der Grossvater einer war, musste sie geradezu ein fügsamer, geduldiger Mensch sein. Sah man genauer hin, konnte man die Lebenskünstlerin in ihr entdecken. In ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, konnte sie sich keine Bildung aneignen, die zwar ein Garant für Wissen und Informationen, aber niemals für Intelligenz ist. Sie aber hatte die Schläue einer Füchsin, mit der sie gelernt hatte, auf sehr diplomatische Weise den Grossvater nach ihrem Willen zu steuern, wenn es sein musste.

Gleich am ersten Tag ihres Besuches spürte sie wieder, die Lieblingsenkelin, wie grundverschieden ihre Grosseltern waren, mit denen sie nun am reich gedeckten Tisch sass, und wie grundverschieden sie für beide empfand. Sie mochte ihre Grossmutter und fühlte sich wohl mit ihr, ohne aber diese tiefe Verbindung zu fühlen, die sich die Grossmutter gewünscht hätte. Vielleicht ist das bei sogenannten *Gastarbeiterfamilien* auch nur natürlich, aber nicht weniger tragisch, wenn die nächsten Generationen, die Kinder- und Kindeskinde, in verschiedenen Ländern verstreut leben, die geografische Distanz dabei manchmal auch zu einer Distanz im Herzen wird. So erging es ihr, während sie erwachsen wurde. Auch die Distanz zum Land, in dem sie geboren wurde, wuchs in ihr. Sie beherrschte noch immer die Sprache, die erste, die sie gelernt hatte, aber die Kultur und die Traditionen waren ihr fremd geworden, während sie selbst und ihre Eltern in dem neuen Land, in dem sie lebten, ebenso fremd waren.

Bei ihrem Grossvater sah sie die Gründe, warum sie auf Abstand ging, tiefer liegen. Seine Unruhe, die er sich und anderen nie offen eingestand, übertrug sich auf sie. Trotz seiner abrupt lustigen Mimik, seinen gelungenen Spässen, bei denen man sich das Lachen nicht verkneifen konnte, hatte sie bei ihm ständig das Gefühl einer inneren Verhärtung, die zu ihrem Schutz diente. Sie hatte Hemmungen, mit ihm zu sprechen. Da war eine unsichtbare Wand zwischen

ihr und ihm. Mit ihm an einem Tisch schrumpfte sie innerlich in sich zusammen zu einem Klumpen, der sich erst wieder aufweichte, wenn er den Raum verliess. Ein Umstand, den sie später auch als Erwachsene bei einigen Menschen noch feststellen würde, wie empfindlich sie auf den inneren Zustand mancher Menschen im Leben reagieren und wie sehr sie das belasten würde. Sie konnte ja nicht sagen, warum sie sich so fühlte, weil die Gründe dafür unsichtbar, rational nicht erklärbar waren.

Ob ihrer Grossmutter, die jeden um sich herum aufmerksam beobachtete, das auffiel, wusste sie nicht. Mit diplomatischem Witz aber wies sie nach dem Abendessen ihren Mann auf die Uhrzeit hin, dass es Zeit für ihn war, zu Bett zu gehen. Er konterte mit der Drohung, dass er sie beide ganz früh am Morgen wecken würde und sie die Uhrzeit auch nicht aus den Augen verlieren sollten. Alle drei lachten, aber alle drei wussten auch, dass der Grossvater Langschläfer nicht mochte, die ihn morgens zu lange allein mit seinen Gedanken liessen und seine tägliche Routine durcheinander brachten.

Sie stand mit einem Gefühl der Erleichterung vom Tisch auf, als der Grossvater gute Nacht sagte, kurz im Bad verschwand und ins Schlafzimmer ging. Eine Veränderung merkte sie auch an ihrer Grossmutter, mit der sie gemeinsam den Tisch abräumte, das Geschirr abwusch und die Küche sauber machte, bevor sie sich wieder einander gegenüber setzten. Entweder sie fühlte sich wohler, weil ihre Enkelin sich wohler fühlte, oder auch sie nutzte gern jede Gelegenheit, um allein am Tisch mit ihren Kindern und Enkelkindern zu sprechen, von denen sie nur wenige Male im Jahr Besuch bekam. Alle waren ja beschäftigt. Mit Arbeit, mit Schule, mit dem Leben. Und über alle diese Dinge fragte sie ihre Besucher aus. Sie schaute nicht auf die Uhr und konnte bis tief in die Nacht hinein am Küchentisch sitzen bleiben. Selbst wenn ihr die Augen schon zufielen, sie wollte nicht ins Bett und so lange wie möglich durchhalten.

Ihren Fragen wich ihre Enkelin oft aus. Sie hörte lieber zu. So spannend fand sie das, was sie zu erzählen hatte, nicht. Sie stellte selbst viele Fragen. Mit älteren Menschen und Erwachsenen sprach sie schon immer besonders gern, wenn sie bereitwillig von ihren Erfahrungen erzählten. Der Lebensweg von Menschen wie ihrer Grossmutter, die länger auf der Welt waren als sie, interessierte sie sehr. Auch die Zeit, in der sie jung waren. Stundenlang konnte sie gebannt zuhören, staunen und sich alles ganz genau vorstellen. Wo immer sie eine Lücke in ihrer Vorstellung sah, bat sie um weitere Details. Ihrer Grossmutter gefiel das, weil sie sich gern erinnerte, um alles nochmal zu durchleben. Ihre Kindheit, ihre Jugend und die Zeit als Erwachsene, als sie noch keine Zeit hatte, in diesen Erinnerungen zu schwelgen. Ein schöner Beruf wäre das, dachte ihre Enkelin. Menschen, die in Rente sind zu interviewen, denen zuzuhören, die so viel zu erzählen haben, was junge Menschen erst noch erleben werden,

vielleicht auch nie, und es sich kaum vorstellen können. Was für ein Erfahrungsschatz! Von allen diesen Irrtümern im Leben zu hören, aber auch von triumphalen Kämpfen. Doch unsere Realität will die Lebenslinien der Alten und Jungen strikt trennen, als hätte die Vergangenheit nichts mit der Gegenwart und Zukunft zu tun, auf die sie uns Hinweise gibt. Als wären sie nicht eins. Eine ineinander verschmelzende Zeiteinheit, die immer *jetzt* ist, für die man das Staunen nicht verlieren darf, um sie zu verstehen, weil die Zeit nie stehen bleibt.

Die Grossmutter erzählte ihr auch von schweren Zeiten, die sie mit dem Grossvater erlebt hatte. Diese Zeiten schienen sie auch in der Gegenwart noch zu quälen. Sie trug sie wie eine Mahnung in sich. Als ihre Enkelin sie nach mehr Details fragte, wich sie ihr aus.

»Oma, warum habt Ihr eine Bar im Haus?« fragte sie die Grossmutter. »Eine ganze Wand voller Flaschen mit allem möglichen Alkohol? Wenn Opa doch früher so viel getrunken hat?«

»Er braucht das.« antwortete sie. »Er muss sie sehen. Alle diese Flaschen. Dass er sie hat und nicht anrührt.«

Die Grossmutter sprach es aus und bekreuzigte sich. Ihre Enkelin dachte, dass dies vielleicht der Grund für die vielen Heiligenbilder und -figuren im Haus war. Die Mutter Gottes war sehr präsent. Ein grosses Bild von ihr hing in der Küche über dem Kühlschrank. Da war auch ihr Sohn, der gekreuzigte Jesus, der ermahnend an der Wand über dem Ofen hing. Neben der Heiligen Maria standen auch Figuren vom Heiligen Antonius, dem Schutzpatron der Ehepaare und Familien, auf Kommoden im Wohnzimmer. Sie erkannte darin die grosse Lebensmission ihrer Grossmutter, die Familie um jeden Preis zusammenzuhalten. Koste es, was es wolle. Dabei war sie, ihre Enkelin, sich nicht sicher, ob bei dieser Mission der Zweck die Mittel heiligt. Es könnte eines dieser grossen Irrtümer in ihrem Leben gewesen sein, von dem man lernen kann, weil alle Menschen in ihrer Mission, egal welches Ziel sie mit ihr verfolgen, einem fatalen Irrtum unterliegen können. Nicht alle Mitglieder einer Familie sind automatisch füreinander bestimmt. Manchmal kann es sein, dass man sich falsch fühlt in diesem engen Kreis, an dem an und für sich nichts falsch ist. Dass er einem aber die Luft zuschnürt, man innerlich auf Distanz bleiben muss, als lebe man selbst in einem anderen Land, nicht dort, wo die Familie ist, auch wenn man um die Ecke wohnt. Oder es ist umgekehrt, dass Menschen die Luft wegzubleiben scheint, wenn sie nicht in ihrem engen Kreis der Familie sind, in dem sie das Schicksal einst für ihr ganzes Leben zusammengewürfelt hatte. Während die einen vor ihrer Familie flüchten, halten die anderen einen sicheren Abstand ein von Menschen, die nicht von derselben Blutlinie stammen. In beiden Fällen kann es sich um die bessere Wahl oder aber um fatale Irrtümer handeln.

Ihre Grossmutter wechselte das Thema. Sie staunte darüber, wie gross die Enkelin doch geworden ist, wie schnell doch die Zeit vergeht. Als wäre es gestern gewesen, dass sie das Neugeborene in den Armen hielt. Jetzt sah sie ein Mädchen vor sich, das schon über so grosse Sachen mit ihr sprach und sie ausfragte.

»Das war vom Moment Deiner Geburt schon klar, dass Du alles wissen wolltest!« behauptete die Grossmutter.

»Wie denn das, Oma?«

»Du bist mit offenen Augen auf die Welt gekommen!« prahlte sie. »Babys haben ihre Augen für gewöhnlich geschlossen und weinen, sobald sie aus dem Mutterleib kommen. Du warst still und hast ganz grosse Augen gemacht!«

»Bestimmt habe ich auch gleich sprechen können und zuerst nach Papa, Deinem Liebling, gerufen!« antwortete sie und lachte.

»Kleines, nicht frech werden!« Ihre Grossmutter setzte eine gespielte Strenge auf, lachte aber mit. Ihre Enkelin versank heimlich in einen ernsten, inneren Dialog mit selbst.

In ihren Gedanken fragte sie sich, ob das überhaupt ein gutes Zeichen war, wenn es denn überhaupt so etwas Seltenes ist, dass sich ein Lebewesen sofort und für immer an dem orientiert, was es sieht. Dass sie schon immer viel staunte und so viel wie möglich wissen wollte, stimmte. Es war aber auch ein Grund für ihre häufige Traurigkeit. Sie war ein glückliches Kind. Daran konnte sie sich noch sehr gut erinnern. Wie glücklich sie war, wie spannend die Welt und wie wundervoll die Menschen. Alle Menschen. Es musste aber einen Augenblick gegeben haben, der das änderte. Sie konnte nie ein bestimmtes Ereignis festmachen, das sie rückblickend als eindeutigen Wendepunkt hätte bezeichnen können.

Im tiefsten Kern aber fühlte sie den Grund in ihrer Fähigkeit zu denken. Mit dem Denken verschwand ihr Glücklichein. Je mehr sie von der Welt, in die sie hineingeboren wurde, sah und zu verstehen glaubte, umso trauriger wurde sie. Trotzdem hing sie weiterhin an der Welt. Zur gleichen Zeit aber zog es sie, mit jedem Jahr, da sie älter wurde, nach innen. Sie brauchte diesen Rückzug von der sichtbaren Welt, mit der unsichtbaren hingegen konnte sie sich noch zu wenig aus. In ihr drin fühlte sie sich sicher, aber auch unsicher. Niemand konnte in sie hineinschauen. Wen sollte sie also um Rat fragen? Sie wusste nicht einmal, was sie hätte fragen sollen. In der sichtbaren Welt hatte alles seine Gesetzmässigkeit, eine Logik, der sie folgen konnte. In der unsichtbaren jedoch war alles noch unerforscht, unerprobt und beängstigend frei. Gerade das aber war auch ein starker Magnet, von dem sie sich angezogen fühlte.

»Frag‘ Deine Mama! Sie weiss es am besten!« sagte die Grossmutter und riss sie aus ihrem Gedankenstrudel.

»Muss ich nicht. Das hat sie mir auch mal erzählt.«

»Na also! Das war ein Hinweis darauf, wie Du sein wirst!«

»Naja...« sie lachte wieder.

»Was, naja?«

»Jede Mutter findet ihr Kind doch so besonders«, antwortete sie und verdrehte die Augen.

Die Grossmutter machte eine resignierende Handbewegung.

»Du denkst zu viel, Kind!« rief sie aus. »Mach‘ Deine grossen Augen auch mal zu!«

Mit einem Augenzwinkern wies sie auf die Uhrzeit hin. Zwei Uhr morgens.

»Wir sollten jetzt beide die Augen zumachen! Dein Grossvater wird uns schon bald aus dem Bett holen. Glaub mir, der kennt da nichts!« Sie verdrehte jetzt auch die Augen. Beide erhoben sich vom Küchentisch und lachten.

»Ach ja... noch etwas.« Die Grossmutter blieb hinter dem Stuhl stehen und nahm eine feierliche Haltung ein.

»Eine Frau aus dem Dorf, die ich kannte, ist gestorben. Morgen ist die Abdankung, bevor sie beerdigt wird. Begleite mich. Es ist Zeit, dass Du das siehst, damit Du vorbereitet bist.« Ihre Enkelin hielt sich jetzt auch am Stuhl fest. Sie fühlte sich wieder so eingeschrumpft, wie in der Anwesenheit des Grossvaters.

»Hast Du sie gut gekannt? Wie alt wurde sie denn?«

»Wir standen uns nicht nahe, aber hier im Dorf kennen sich alle. Es gehört sich hinzugehen, wenn jemand stirbt. Sie ist sehr alt geworden.«

»Ich weiss nicht... ich kenne doch da niemanden. Wird man die tote Frau dann sehen?«

»Ja, Du wirst sie sehen.«

»Oma, ich habe noch nie einen toten Menschen gesehen.« sagte sie, merkte aber, dass es ihrer Grossmutter wichtig war, dass sie mitgeht. In Gesprächen sagte sie oft, »wenn ich nicht mehr bin, dann...« Sie musste sich viele Gedanken über den Tod gemacht haben. Darum ging sie vielleicht an jede Beerdigung im Dorf, um sich daran zu erinnern, dass ihre Zeit ein Ablaufdatum hatte. Etwas, was jungen Menschen oft unvorstellbar erscheint, sie nicht daran erinnert werden wollen, wo sie doch wissen, dass es nur logisch ist.

»Darum ist es wichtig, dass Du mitkommst.« erwiderte die Grossmutter. »Dann bist Du vorbereitet.«

Es fühlte sich für sie unnatürlich an und absurd. War sie nicht noch zu jung dafür? Nein, dachte sie dann plötzlich. Fasziniert von der Vorstellung etwas Neues zu sehen, was nicht jeder in ihrem Alter gesehen hatte.

»Gut, ich begleite Dich. Gute Nacht, Oma!«

»Gute Nacht, Kind!«

In dieser Nacht konnte sie lange nicht einschlafen. Sie musste den Tag immer erst verarbeiten, aber diesmal ging ihr auch der nächste Tag durch den Kopf. Was wusste sie über den Tod? Wie würde das sein, einen Menschen zu sehen, der gestorben war? Sie wusste ja, dass Menschen sterben, und doch wusste sie es nicht. Der Tod war für sie noch unsichtbar. Etwas, über das sie noch staunen musste. Moment! Da war doch schon was... Ihre Urgrossmutter war gestorben, als sie ein Kind war. Sie war die Grossmutter ihrer Mutter, die sie nur zwei Mal gesehen hatte. Ihre Mutter war damals sehr traurig, wollte sie aber nicht an die Beerdigung mitnehmen. Sie hielt es nicht für richtig. War es das jetzt? Vielleicht schon, weil jemand gestorben war, mit dem sie nichts zu tun hatte.

»Fast gestorben...« hörte sie jetzt ihre Eltern sagen. In ihrer Erinnerung. Sie hatten ihr erzählt, dass sie als Kleinkind fast gestorben wäre, und wie viel Angst sie damals um sie hatten. Das hatte sie sinngemäss verstanden, nicht aber diese Angst.

»Wir haben Deine Oma nicht mehr ausgelacht, weil sie so viel betet. Da haben wir alle eine ganze Nacht lang mit Gott geredet!« Ungefähr das hatten ihre Eltern gesagt. Die genauen Umstände wusste sie nicht mehr, als sie in dieser Nacht nicht einschlafen konnte. Sie drehte sich immer wieder im Bett.

»Blut kam aus Deinem Mund und Du hast keinen Mucks mehr gemacht. Als wärst Du... nicht mehr da.« Das war passiert. Genau. Hier in diesem Dorf. Im Haus der Tante, die auf sie aufpasste. Ihre Tante hatte sie mit irgendetwas gefüttert, das sie in der Bratpfanne zubereitet hatte. Etwas, womit man Kleinkinder nicht füttert. Sie weiss es nicht mehr genau. Die Eltern waren nicht dabei. Niemand hatte es bemerkt. Dann haben alle geschrien. Auch die Tante, die sich furchtbare Vorwürfe machte. Dann war noch was mit dem Auto. Es gab keins oder es war kaputt. Jedenfalls mussten die Eltern beim Nachbarn klingeln, dass er sie mit dem Kind ins nächste Hospital fährt. Es war Abend und dieser Nachbar hatte Besuch. Er reagierte verärgert über die Störung, er habe Gäste und könne nicht weg. »Gäste? Ich bring Dich um!« hatte ihr Vater geschrien, ihn gepackt und aus seinem Haus gezerrt. Zu seinem Auto, in das er mit ihnen einsteigen musste. Sie lag in den Armen ihrer Mutter, die auch geschrien und schrecklich geweint hatte.

So kann sie sich ihre Eltern heute gar nicht vorstellen, dachte sie im Bett. Mit einer solchen Angst in ihnen, die mit dem Tod verbunden ist.

2. Rückblende: Wegsehen

»Aufstehen! Es ist schon hell!«

Die grobe Stimme ihres Grossvaters mischte sich in ihren Schlaf. Sie zwang sich dazu, ihre Augen zu öffnen. Es gelang ihr nicht. Sie war viel zu müde nach nur paar Stunden Schlaf.

»Jetzt lass sie doch noch! Es wird ein langer Tag für sie«, hörte sie ihre Grossmutter sagen.

»Ich hab' Euch ja gewarnt!« rief der Grossvater. Laut, damit sie es mitkriegte. »Es gibt Zeiten fürs Reden und Zeiten fürs Schlafen. Die Nacht ist zum Schlafen da!«

Sie wälzte sich widerwillig im Bett und kuschelte sich unter die warme Decke ein. Aufstehen war jetzt unnatürlich. Da fiel ihr wieder ein, dass sie der Grossmutter zugesichert hatte, sie zu begleiten. Dorthin, wo der Tod ist. Sie riss die Augen auf, schaute sich im Zimmer um und gähnte. Die Grosseltern waren in der Küche. Geschirr und Besteck klimperten. Es gab Frühstück.

Während sie dem Klang des Tischdeckens zuhörte, zählte sie, wie oft die Mutter Gottes im Zimmer vertreten war. Da waren ein Bild an der Wand und zwei Porzellanfiguren. Auf jedem Nachttisch eine. Sie musste vor sich hin kichern, an das Geheimnis denken, das nur ihre Mutter kannte. Das Geheimnis um die Heilige Maria, um die Mutter Gottes, die ihr ihre Grossmutter mal geschenkt hatte.

Es war eine weisse Marienstatue aus Plastik, die mit Weihwasser gefüllt sein sollte, das von einem weltbekannten katholischen Wallfahrtsort auf dem Balkan stammte. Dort soll die Mutter Gottes den Menschen mehrfach erschienen sein und Botschaften verkündet haben. Die Grossmutter hatte diesen Ort besucht. Das Weihwasser von dort, so heisst es, bringe Glück und Segen. Auf der Plastikfigur war die Heilige Maria stehend abgebildet mit zum Gebet gefalteten Händen. Sie fand dieses Geschenk süss, wusste aber nicht so recht, was sie damit anfangen sollte. Zu Ehren ihrer Grossmutter stellte sie die Figur in den Bücherschrank in ihrem Zimmer. Wann immer die weisse Plastikstatue bräunlich wurde, wusste sie, dass es Zeit war, abzustauben. Die Mutter Gottes war also eine praktische Mahnung daran, dass sie ihr Zimmer mal wieder putzen sollte. Mehr nicht. Bis sie eines Tages ganz besonders auf Glück und Segen angewiesen war und die Heilige Maria zu Hilfe holte. Heimlich. Niemand sollte sie dabei erwischen. Das war jetzt ein oder zwei Jahre her.

Ihre Mutter sass gerade im Wohnzimmer, noch im Morgenmantel und trank ihren Kaffee, als sie von diesem Geheimnis erfuhr. An dem Tag war ein kurzer Artikel auf der Sportseite der

Lokalzeitung erschienen, in dem stand, dass ihre Tochter den ersten Platz am örtlichen Tischtennis-Turnier gewonnen hatte.

»Mama, weisst Du, warum ich vielleicht gewonnen hab?« begann sie ihr Geständnis. Ihre Mutter hob gerade ihre Kaffeetasse an, um einen Schluck zu nehmen.

»Vor dem Turnier hab ich meine Schläger mit dem Weihwasser der Heiligen Maria gewaschen!«

Ihre Mutter verschluckte sich und stiess ein unerwartetes Lachen hervor.

»Was hast Du?«

»Ja, hab den Stöpsel unten aufgemacht und alles drüber geleert.« Sie hielt beide Hände vors Gesicht.

»Kann man sich das liefern lassen, das Wasser?« fragte ihre Mutter und konnte sich vor Lachen nicht mehr halten.

»Sollen wir Oma fragen?«

Und wieder prustete ihre Mutter los.

»Nein, wir sollten Deiner Oma nichts davon erzählen.« sagte sie, als sie sich wieder gefangen hatte.

»Das war falsch, oder? Ich wollte einfach wissen, ob's funktioniert.« Ihre Mutter musste wieder lachen.

»Überleg' mal. Ganz logisch«, sagte sie. »Glaubst Du wirklich, dass in dieser Plastikflasche, die aussieht wie die Heilige Maria, und die ganz vielen Menschen verkauft wird, ein besonderes Wasser drin war?« Der Realitätssinn ihrer Mutter war bestechend.

»Nein. Aber ich hab gewonnen!«

»Stimmt. Und Deine Oma glaubt dran, dass dieses Wasser besonders ist, und sie hat's Dir geschenkt. Nur das zählt. Dafür war's aber nicht gedacht. Darum sagen wir ihr nichts und füllen die Heilige Maria wieder mit Leitungswasser auf, ja?« Sie blinzelte ihrer Tochter verschwörerisch zu. Das Geheimnis war bei ihr sicher.

Es verstrich einige Zeit, als ihre Mutter unerwartet doch noch grossen Respekt vor der Mutter Gottes zeigte. Ihre Tochter war dabei, im Flur alte Zeitungen und Modekataloge zusammenzubinden. Fürs Altpapier. Da kam ihr dieses dicke Buch in den Sinn, das nicht zu ihren Lieblingsbüchern gehörte. Ein Lehrer hatte es ihr mal gegeben. Alle in der Schule bekamen ein Exemplar. Sie holte es aus ihrem Zimmer, legte es oben drauf und schnürte den Stapel zu. Bereit für die Strasse, vor ihren Wohnblock, wo er eingesammelt werden sollte. Ihre Mutter kam aus der Küche in den Flur, wieder mit einer Tasse Kaffee in der Hand. Erschrocken blieb sie stehen.

»Nein! Was machst Du denn da?« fragte sie. Es war fast ein Flüstern, obwohl sie allein waren.

»Warum? Was ist nicht gut?«

Ihre Mutter stellte die Tasse an der Kommode im Flur ab, stemmte ihre Fäuste in die Hüften und blickte vielsagend zwischen ihrer Tochter und dem Stapel hin und her.

»Was denn? Du liest doch auch nicht in dem Buch!«

»Du willst das jetzt wirklich so auf die Strasse stellen, ja?«

Beide blickten sie nun runter auf die dicke Buchausgabe auf dem Stapel Altpapier. Sie hatte ein ungewöhnlich grosses Format. Auf dem blutroten Cover stand in goldenen Grossbuchstaben: *Die Heilige Bibel – Das Wort Gottes*. Ihre Mutter verkniff sich diesmal das Lachen, das trotzdem hinter ihrem ernsten Gesicht durchschimmerte.

»Was würde Deine Oma jetzt sagen?« fragte sie. Der Blick ihrer Tochter auf das dicke Buch wurde reumütig.

»Heilige Maria, Mutter Gottes... würde sie rufen und sich bekreuzigen!«

»Siehst Du! Auch in diesem Land würden viele Menschen so reagieren, wenn sie die Bibel im Altpapier auf der Strasse sehen.«

»Ich verstehe.«

»Guuut!« Ihre Mutter lachte. Kopfschüttelnd ging sie mit ihrer Kaffeetasse ins Wohnzimmer.

Damals bekam sie ein erstes Gespür dafür, was heilig ist und was nicht, aber die Gründe dafür waren ihr nicht immer logisch.

Diese Erinnerungen machten sie wach – und sie hatte Hunger. Sie stieg aus dem Bett, um in die Küche zu den Grosseltern zu gehen. Am Frühstückstisch traf sie den Grossvater allein an. Ihre Grossmutter war ins Bad gegangen, um sich für das Haus, wo die tote Frau war, herzurichten.

»Guten Morgen, Opa«, sagte sie.

»Der Morgen ist schon vorbei«, erwiderte er streng.

Sie schwieg und nahm ein Stück Brot, das sie mit Butter bestrich. Es war still in der Küche. Sie hörten einander essen und sie hörte den Grossvater atmen. Da war immer ein Pfeifen, das aus seinen Lungen kam. Früher hatte er viel geraucht, bevor er sehr diszipliniert wurde. Wo bleibt denn die Oma, dachte sie. Sie griff nach einem zweiten Stück Brot.

»Halt!« rief er mit erhobener Hand. Sie zuckte zusammen.

»Du bleibst noch ein paar Tage. Teile es Dir gut ein. Mehr gibt's nicht!« sagte er und biss in sein Schinkenbrot. Wenn sie ihn ansah, musste sie oft an Kriegsfilme denken. An Generäle,

wie sie ihre Soldaten mit groben Worten anpeitschen. Es war, als würde sie in seiner Gegenwart ständig Befehle hören, dass sie was tun musste, was Nützliches, obwohl er wenig mit ihr sprach und sie nie etwas Böses von ihm erfuhr. Sie blickte unsicher auf das zweite Stück Brot in ihrer Hand, das noch nicht auf ihrem Teller gelandet war.

»Lass das Kind in Ruhe!« hörte sie ihre Grossmutter aus dem Bad rufen.

»Ich mach doch nur Spass!« rief er zurück und lachte seine Enkelin endlich an.

Sie lachte jetzt auch, aber nicht von Herzen. Alle schienen mit ihm umgehen zu können, nahmen seine Strenge nicht so ernst, erwiderten seine Spässe, als wäre alles perfekt eingespielt. Nur sie konnte das nicht. Wann immer sie mit ihm irgendwo allein war, hatten seine Spässe etwas Unbeholfenes. Sie verloren ihren Witz. Ihr Lachen hatte dann etwas Erzwungenes, damit die Distanz zwischen ihnen weniger offensichtlich war. Was sie miteinander sprachen, konnte man nur Small Talk nennen, wie man ihn mit Fremden oder in der Geschäftswelt führt, um darüber hinwegzutäuschen, dass die Anwesenden einem im Grunde egal sind. Dieses Gefühl hatte sie mit ihm.

Noch hatte sie keine Ahnung davon – oder vielleicht doch? – dass sie später im Berufsleben oft an ihren Grossvater denken würde. Was für eine Ironie, dass gerade sie es später einmal sein wird, die mit gut gekleideten Geschäftsmännern und Direktoren am Tisch sitzen würde, mit dieser Art von Vorgesetzten, bei denen sie an Kriegsfilmfiguren denken würde, an unruhige Generäle in Bürosesseln, die oft auf die Uhr sehen, grossen Wert auf ein striktes Tagesprogramm legen, Disziplin fordern und sie spürbar auch ohne Worte dazu anpeitschen würden, so viel Nützliches wie möglich zu tun, bevor sie zeitig ins Bett und wieder früh aufstehen sollte. Sie, der die Nacht schon immer lieber war als der Tag, weil sie nachts Ruhe von der sichtbaren Welt hatte und sich selbst besser spüren konnte. Nicht wie in der Geschäftswelt, in der Männer und Frauen wie ihr Grossvater darum kämpften, von unverzichtbarem Wert zu sein, nicht anders, als die einfachen Arbeiter. Eine Welt der permanenten Selbstbeherrschung und Leistungsbereitschaft, auf die sie mit diplomatischem Geschick und unerwarteter Anpassungskunst reagieren würde. Mit Erfolg. Aber nicht ohne einen Preis dafür zu zahlen. Denn dieser Erfolg würde sie alle Energie kosten, da weder die Diplomatie noch die Anpassung ihrer wahren Natur entsprechen. Die Geschäftswelt und sie würden wie Tag und Nacht sein. Eine Wahrheit, die nur sie spüren würde.

Das alles war noch weit weg, lag noch vor ihr, als sie mit ihrem Grossvater allein am Tisch sass, innerlich mit sich rang und sich fragte, warum ihr die Zeit mit ihm, dem beherrschten Ruhelosen, so schwer fiel.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, als sie mit ihrer Grossmutter aus dem Haus kam und durch das Dorf ging. Sie hatte keine passende Kleidung. Ihre Grossmutter riet ihr zu schwarzen Jeans und einem schlichten, dunklen Shirt. Da sie nicht im Dorf lebte und noch ein Mädchen war, würde das bei ihr niemand so genau nehmen. Die Grossmutter trug ein elegantes, schwarzes Kleid und so etwas wie einen Rosenkranz um den Hals. Sie nahm eine vornehme Haltung ein, wenn sie in der Öffentlichkeit war, ohne dabei arrogant zu wirken. Der Respekt ihr gegenüber stellte sich automatisch und nicht widerwillig ein. Sie hatte diese Anmut einer typisch traditionellen Ehefrau, Mutter und Grossmutter, die man in allen Kulturkreisen achtet und mit guten Gefühlen begegnet, weil sie einem alten Ideal entspricht. Dem Ideal einer heilen Familienwelt, dessen Fundament man seit jeher in den Ehefrauen, Müttern und Grossmüttern sehen will. Die Dorfbewohner, die es unter der warmen Sonne ins Freie drängte, grüssten sie höflich im Vorbeigehen. Sie schienen zu wissen, wohin sie unterwegs war. Allen stellte sie ihre Enkelin als »Tochter meines Sohnes« vor. Auf eine masslos stolze Weise, dass sie, die Tochter ihres Sohnes, spürte, dass sie sich in der Öffentlichkeit auch besondere Mühe geben sollte.

Einige Leute, die sie auf ihrem Weg antrafen, erkannten sie von früher. Das kleine blonde Kind, das so fröhlich und unterhaltsam war, so gar keine Scheu hatte. Jetzt war sie schon ein Mädchen. Ihre Haare waren braun geworden. Ernst und verschlossen war sie nun. Das sagten sie nicht. Sie glaubte es ihnen anzusehen. Ist es auch das, was die Kindheit und das Glückliche beendet? Nachdem wir als Kinder alle entzückt hatten, mit unserer Spontanität, unserer gutgläubigen Furchtlosigkeit, dem weit geöffneten Herzen für die, die es haben wollten, als wir noch so süß und interessant waren, nichts von den Traditionen der Welt wussten, bis die Zeit kam, als wir uns in der Öffentlichkeit besondere Mühe geben sollten.

Das Haus, zu dem sie hinwollten, war schon von weitem für die Enkelin gut zu erkennen. Eine Menge von schwarzen Gestalten regte sich vor dem Eingang. Einzelne verschwanden ins Haus, das einen ungewöhnlichen Gelbstich an den Mauern hatte. Vielleicht war die Farbe für sie so auffällig, weil die Menschen schwarze Kleidung trugen. Die Grossmutter wunderte sich, dass so viele aus dem Dorf gekommen waren, da die Verstorbene sehr alt war. Je älter die Toten, umso weniger Trauergäste, meinte sie. Es sei aber nicht selten, dass ärmere Leute solche Anlässe aufsuchen, um gutes Essen zu bekommen.

Das Herz ihrer Enkelin schlug stärker. So viele Leute. Trauernde Leute. Tatsächlich war das etwas völlig Neues für sie. Sie behielt ihre Gefühle für sich, gab sich besonders grosse Mühe, ernst, höflich und neutral zu wirken. Neben dem Haus war ein kleiner Hof, in den man hineinsehen konnte. Ein langer Tisch und Sitzbänke standen dort. Mit Getränken und einem Buffet. Einige Männer und Frauen hatten sich dort schon hingesetzt, tranken und assen. Sie

hörte Gesprächsfetzen und Gelächter. Es waren sogar Kinder da, die um den Tisch herumrannten und spielten. Auch Mädchen und Jungen ihres Alters konnte sie erkennen. Als sie direkt vor dem Haus standen, erklärte ihr die Grossmutter, dass zuerst jeder, einer nach dem andern, ins Haus gehen musste, um der Verstorbenen seine letzte Ehre zu erweisen und den Angehörigen sein Beileid auszusprechen. Dann erst konnte man zu Tisch gehen.

Diese ganze Szene, in die sie hineingeriet, machte ihr Angst, aber sie riss sich zusammen, spielte die Erwachsene, die sie schon sein wollte. Mit der Grossmutter stand sie jetzt auf der langen Treppe, die ins Haus führte. Vor ihnen waren diese schwarzen Gestalten, die sie jetzt aus nächster Nähe sehen konnte. Hinter ihnen reihten sich noch mehr Trauergäste ein. Ihre Grossmutter unterhielt sich mit einigen von ihnen. Männer in schwarzen Anzügen und Frauen in schwarzen Kleidern. Mehr Frauen als Männer, die blass und unheimlich auf sie wirkten. Viele trugen auch schwarze Kopftücher. Sie wollte jetzt eindeutig woanders sein. Überall sein, nur nicht dort. Dann aber dachte sie, dass sie im Hof auch Kinder und Jugendliche gesehen hatte. Jung, wie sie es war. Die waren also auch bei der toten Frau. So schlimm kann das nicht sein, dachte sie. Mit jeder Stiege aber, auf der sie dem Hauseingang näherkamen, wurde ein Alarm in ihr lauter. Die Kehle wurde ihr trocken, die Hände schwitzten. Sie glaubte auch, einen eigenartigen Geruch wahrzunehmen, der aus dem Haus drang. Schwer zu beschreiben. Spontan hätte sie gesagt: Es roch nach *alter Kälte*, was keinen Sinn für sie machte.

Plötzlich hörte sie einen abrupten Schrei, der aus dem Haus kam. Eine Frau weinte haltlos und schluchzte. Eine feste Männerstimme rief «ist schon gut, beruhige Dich». Beide klangen älter, etwa im Alter ihrer Grossmutter. Ihr innerer Alarm schrillte jetzt. Sie fühlte etwas Mächtiges, was sie nicht in Worte fassen konnte. Warum nur? Was war mit ihr los? Sie war ja nicht in Trauer. Niemand war gestorben, den sie kannte, den sie liebte. Das alles ging sie nichts an, aber irgendwie doch.

»Ist das die Kleine Deines Sohnes?« fragte plötzlich eine der unheimlichen Frauen.

Ihre Grossmutter strich ihr mit der Hand über den Kopf, als sie ja sagte. Es war ihr peinlich. Dann folgte eins der typischen Grossmütter-Gespräche in der Öffentlichkeit. Wenn sie mit anderen über sie sprach, ging es nie darum, wie sie war, was sie interessierte, welche Talente sie hatte und was sie mal werden könnte. Es ging immer nur darum, wessen Kind sie war, wie schön sie als Frau werden würde, wen sie wohl mal heiraten (»er muss ein Katholik sein«) und wie viele Kinder sie in die Familie hineingebären würde. Sie versuchte dem Gespräch zwischen ihrer Grossmutter und der unheimlichen Frau auszuweichen, sah sich nervös um, als würde sie jemanden suchen. Und da fiel es ihr auf: Auf dieser langen Treppe standen nur alte Menschen

und Erwachsene. Diese schwarzen Gestalten um sie herum waren nicht das Ungewöhnliche an dieser Szene. Sie war es, die dort ungewöhnlich war.

»Die Kleine sollte da nicht reingehen«, sagte die unheimliche Frau. Als hätte sie ihre Gedanken erraten. «Sie sollte wie die anderen Kinder im Hof bleiben.»

»Ja, Grossmutter. Ich warte lieber draussen auf Dich.«

»Unsere Enkelin versteht schon viel. Sehr reif für ihr Alter«, gab ihre Grossmutter der Frau gelassen zurück. Auf einmal schien es doch interessant zu sein, wie sie war. Natürlich überdurchschnittlich entwickelt. Etwas Besseres als alle anderen Kinder und Enkelkinder, die es im Dorf gab. Wozu? Wenn sie ohnehin tun sollte, was alle anderen tun sollten: Schön werden, heiraten und Kinder kriegen.

Während sie sich wütend in diesem Gedanken vergrub, sah ihre Grossmutter sie auf eine bestimmende Weise an, die sie zuvor von ihr nicht kannte. Es erinnerte sie an die Härte ihres Grossvaters, und es enttäuschte sie zutiefst. Sie wusste, dass es nicht länger eine Bitte war, dass sie ihre Grossmutter begleitete. Dieser Moment beschädigte den guten Draht, den sie zueinander hatten. Sie beschloss still für sich, dass sie dieser tiefen Verbindung, die sich die Grossmutter zu ihr gewünscht hatte, nun endgültig keine Chance mehr geben würde.

Es kam ihr vor, als sei alles in ihr erstarrt, als sie das Haus betraten. Jede ihrer Schritte, jede Bewegung fühlte sich schwer an. Da war etwas Würgendes in ihrem Hals. Ihr Herz raste. Die Warteschlange von Menschen vor ihnen wurde immer kürzer. Die Grossmutter liess sie vorgehen. Eine Frau, die neben dem Sarg sass, weinte und nickte den Leuten zu, die an die Verstorbene herantraten. Mit manchen wechselte sie ein paar Worte. Der Mann neben ihr stiess oft laute Seufzer aus. Sie und ihre Grossmutter standen gerade um die Ecke, so dass sie nur das Fussende des braunen Sarges sehen konnte. Den Kopfteil sah sie noch nicht. Mit jedem Menschen, der an ihnen vorbei ging und das Haus wieder verliess, sah sie ein Stück mehr vom Sarg. Bis sie den Kopf der toten Frau sah, die auch ein schwarzes Kopftuch trug. Sie dachte an Horrorfilme, aber das war echt. Das Gesicht der Frau sah mehr einem Skelett ähnlich, bestand mehr aus Knochen als aus Fleisch. Ihre Augenhöhlen hatten tiefe Gräben, als wären da gar keine Augen mehr unter ihren Lidern. Ihre Lippen waren so fest zusammengepresst, dass sie eine unnatürlich gerade Linie formten. Unnatürlich war alles an ihr. Alles war... tot.

Sie erschrak, als die Frau, die als nächste an der Reihe war, sich über den Sarg beugte und die tote Frau auf die Stirn küsste. Ruckartig drehte sie sich zu ihrer Grossmutter um.

»Du musst Dich vor dem Sarg nur bekreuzigen«, flüsterte sie ihr zu. »Das da tun nur Nahestehende. Die Frau neben dem Sarg, die weint, ist ihre Tochter. Das neben ihr ist ihr Mann.

Ihnen sagst Du *mein Beileid* und gehst. Das ist alles.« Sie strich ihrer Enkelin versöhnlich über die Schulter.

Sie war bald an der Reihe. Je näher sie dem Sarg kam, desto weniger konnte sie hinsehen. Sie blendete den Kopfteil vor ihren Augen aus und starrte in das Gesicht der Tochter. Graue Haare hatte sie. Ihr Anblick war das traurigste, was sie bisher gesehen hatte. Sie hätte ihre Grossmutter sein können. Sehr alt muss die tote Frau gewesen sein. Sie glaubte, die Trauer der Tochter zu spüren und kämpfte mit den Tränen. Wie peinlich, wenn sie dort jetzt in Tränen ausbrach! Eine Wildfremde, die hier lediglich einen *Ausflug* in das Thema Tod machte. Sie musste sich beherrschen und fürchtete sich davor, dass sie nicht mehr lange durchhalten konnte. Der Geruch dieser *alten Kälte* stieg ihr noch stärker in die Nase und sie fror entsetzlich. Mitten im Frühling. Der Mann vor ihr trat näher an den Sarg. Einen Moment lang sah er die tote Frau direkt an und bekreuzigte sich mit den Worten »leicht möge über Dir die schwarze Erde sein«. Dann ging er auf die Tochter und ihren Mann zu, reichte ihnen die Hand und drückte sein Beileid aus. Ganz ruhig. Ohne Aufregung. *Bekreuzigen und mein Beileid sagen*, dachte sie. In einer Wiederholungsschleife. Jetzt war sie dran.

Sie spürte die Hand ihrer Grossmutter auf ihrem Rücken. Wie einen sanften Schubser. Sie trat auf den Sarg zu, aber nicht so nah wie der Mann eben, und starrte vor ihre Füße. Eilig bekreuzigte sie sich, ohne die Frau im Sarg anzusehen und wandte sich an die Tochter. Ihren Mann neben ihr hatte sie in dem Zustand, in dem sie war, ganz vergessen. Sie reichte ihr die Hand und stand wie angewurzelt da. In unnatürlicher Erstarrung. Als sie die Hand der Tochter in ihrer spürte, sie sich gegenseitig in die Augen sahen, liefen ihr die Tränen. Sie konnte sie nicht mehr zurückhalten. Dann wollte sie *es* sagen, doch ihre Stimme gehorchte ihr nicht. Gefühlt lange stand sie so da, mit der Hand der Tochter in ihrer, von Angesicht zu Angesicht, und brachte diese zwei kurzen Worte nicht heraus. Sie war in einer Art totalen Blockade gefangen.

»Mein Beileid«, hörte sie ihre Grossmutter hinter ihr flüstern. Das machte es noch unmöglicher. Die Tochter musste die Tränen des fremden Mädchens und den langen Blickkontakt als Anteilnahme gedeutet haben.

»Danke«, sagte sie, «möge Gott Dich behüten, Kind«.

Sie liess ihre Hand los und ging benommen an den Trauergästen vorbei, die hinter ihr anstanden, ohne auf ihre Grossmutter zu warten. Sie wollte nur raus. Raus aus dem Haus, in dem sie dem Tod begegnet war.

Sofort musste sie etwas trinken. Sie ging in den Hof zu dem langen Tisch und den Sitzbänken. Eine Frau, die dort die Trauergäste bediente, schenkte ihr ein Glas Limonade ein.

Sie fragte sie, zu wem sie gehöre. Das ging ihr auf die Nerven. Sie sagte der Frau, dass ihr schlecht sei und sie nicht reden könne. Endlich liess sie von ihr ab, so konnte sie sich abseits der Leute am anderen Ende des Tisches hinsetzen. Sie atmete tief ein und aus, trank immer wieder einen Schluck, während sich die Szene mit der trauernden Tochter wiederholt in ihrem Kopf abspielte. Was hatte der Mann da eigentlich gesagt? »Leicht möge die schwarze Erde über Dir liegen.« Sollte dieser Satz ein Trost sein? Wie konnte er sich so sicher sein, dass die Toten unter der Erde sind? Sie schüttelte den Kopf. Aber was wusste sie schon, dachte sie. Sie konnte nicht einmal ihr Beileid aussprechen. Nichts wusste sie vom Tod, von Trauer und dieser Angst, die ihre Eltern damals hatten. Auf einmal merkte sie, dass sie immer noch fror, obwohl sie draussen unter der warmen Frühlingssonne war. In ihrem Kopf spielte sich plötzlich eine andere Szene ab, die ihr mit dem eben Erlebten und mit der Kälte, die sie spürte, verwandt zu sein schien.

Da war sie noch klein. Ja, genau! Sie schlief im Auto. Auf dem Hintersitz. Dann hörte sie die Stimme ihrer Mutter. »Wach auf! Du musst sofort aussteigen!« Streng klang sie, aber sie schien auch traurig zu sein. Noch schläfrig öffnete sie ihre Augen. Es war Nacht und Winter. Das Gesicht ihrer Mutter sah ungewohnt aus und erschreckte sie. Tränen waren in ihren Augen, die grösser wirkten als sonst. Sie wandte ihren Kopf immer wieder zu ihr nach hinten, dann wieder unruhig nach vorn. Durch die Windschutzscheibe war keine Strasse zu sehen. Nichts von dem, was man üblicherweise sieht. Da waren jetzt Tannenbäume, die man von oben sah. Als sässe man im Flugzeug und konnte auf die Bäume runterschauen. Das war komisch. Die Stimme ihrer Mutter klang diesmal lauter, verzweifelter. »Du musst sofort raus aus dem Auto!« Das machte ihr grosse Angst. »Warum denn? Ich will schlafen«, sagte sie. Ihre Mutter fing zu weinen an. So ein schrecklich hilfloses Weinen, dem sie nachgeben musste, das sie dann abrupt abbrach. Ganz unnatürlich. Wie auf Knopfdruck. Sie sagte etwas von Gott und wurde ruhig. Auch das ganz plötzlich, als hätte sie auch dafür einen Knopf. Sie begann mit sanfter Stimme zu sprechen.

»Schatz, es hat viel geschneit heute Nacht. Unser Auto ist von der Strasse abgekommen. Es hängt jetzt ganz schief über einem Abgrund. Ich kann die Tür nicht öffnen. Ich darf mich nicht zu sehr bewegen. Die Hinterreifen greifen nicht richtig. Du musst jetzt aussteigen, bevor etwas Schlimmes passiert.«

Sie hörte das alles, was ihre Mutter sagte, und erstarrte. Alles verstand sie nicht, aber sie fühlte, dass es sehr ernst war, dass etwas für sie Unvorstellbares passieren konnte. In diesem Zustand hatte sie ihre Mutter noch nie gesehen. Sie hielt sich die Hände vors Gesicht und

weinte. Plötzlich merkte sie, dass das Auto leicht hin und her wippte, wie wenn es fliegen würde. Sich jetzt zu bewegen traute sie sich nicht.

»Schatz, nicht weinen«, sagte ihre Mutter. Sie hörte sich ganz lieb an, aber da war noch was anderes, was sie nicht in ihrer Stimme kannte. »Mach jetzt ganz ruhig Deinen Gurt auf.« Sie folgte ihrer Anweisung und schluchzte vor sich hin. »Und jetzt öffne langsam die Tür.« Sie griff nach dem Hebel, der die Tür öffnet und fing wieder an zu weinen. »Keine Angst, Schatz. Mach sie auf.« Sie tat es. »Jetzt steig aus.« Sie stieg aus. Die Tür liess sie offen. Sie wollte das Auto nicht weiter anfassen, um es nicht runterzustossen. So empfand sie es. Der Boden war ganz kalt und nass. Ihr fiel ein, dass sie ihre Schuhe im Auto ausgezogen hatte. Sie stand in ihren Socken da und starrte das Auto an. Ihre Mutter liess das Fenster auf der Fahrerseite runter. »Sehr gut! Jetzt nimm auch Deine Schuhe und Deine Jacke. Versuch die Tür zu schliessen. Dann geh ein bisschen weiter weg«, sagte sie. Sie folgte auch dieser Anweisung. Ganz vorsichtig, als hätte sie die Kraft, mit nur einer falschen Bewegung das Auto in die falsche Richtung zu stossen. »Mama, Du musst auch rauskommen!« schrie sie. »Wenn etwas Schlimmes passiert, musst Du warten, bis ein Auto anhält, ja?!« Ihre Mutter hatte etwas Wildes, Entschlossenes in ihren Augen. Sie brachte das Auto in den Rückwärtsgang und gab Gas. Die Hinterreifen quietschten und drehten sich im Schnee. Das wiederholte sich immer wieder, während das Auto leicht hin und her wippte. Wie ein Spielzeug, das an einer Tischkante hing.

Sie schrie nach ihr und zitterte. Ihre Mutter gab immer wieder Gas und rieb sich oft energisch die Augen, als durfte sie jetzt nicht zu ihrer Tochter hinsehen. Das weiss sie noch genau. Sie, das Kind, konnte nur zusehen, fühlte sich schrecklich klein vor dem grossen Auto. Wann immer der Motor laut wurde, sich die Reifen im Schnee drehten, machte sie die Augen zu. Um nicht zu sehen, was undenkbar war.

Da war sie nicht mehr so mutig wie als Neugeborene, die angeblich nicht geweint und nur noch geschaut habe. Da war diese Art von Angst, die mit dem Tod zu tun hatte, die ihre Eltern damals gefühlt haben, als sie den Nachbarn aus seinen Haus zerren mussten. Sie wusste mehr vom Tod als sie dachte. Mehr als sie wissen wollte. Das einzige aber, was sie in Erinnerung behielt, war, dass das Auto mit ihrer Mutter doch rückwärts fuhr, und wie logisch das für sie als Kind war. Dass ihre Mutter erleichtert, mit Glückstränen in den Augen ausstieg und ihre Tochter in ihre Arme nahm. Wie wütend sie da auf sie war, dass sie sie gezwungen hatte, das Auto ohne sie zu verlassen. »Dann wärst Du vielleicht mit mir zusammen in den Abgrund gestürzt«, hatte ihre Mutter gesagt, sie so fest und lange umarmt, dass ihr für Momente die Luft wegblieb.

»Was war denn mit Dir los, Kind?« Ihre Grossmutter kam jetzt in den Hof und setzte sich zu ihr auf die Sitzbank.

»Ich weiss nicht. Das hätte ich nicht sehen sollen«, antwortete sie. Sie gab sich keine besondere Mühe zu verbergen, dass sie wütend auf sie war.

»Kind, ich will doch nur, dass Du vorbereitet bist.«

Ihre Enkelin schwieg und fragte sie nicht warum. Andere Menschen sterben, dachte sie trotzig. Fremde. Nicht sie und erst recht nicht die, die sie liebte.

3. Rückblende: Hinsehen

Es vergingen seit diesen Frühlingstagen vielleicht zwei Jahre, als auch ihre Oma und ihr Opa bei ihren Eltern im Ausland zu Besuch waren. Noch wusste niemand, dass es ihr letzter Besuch werden würde. Die Grosseltern schliefen in einem Gästezimmer, das neben dem ihrer Enkelin lag. Am stärksten in Erinnerung geblieben war ihr die letzte Nacht ihres Besuches, in der sie auf den langen Flur in der Wohnung trat, um auf die Toilette zu gehen, die gleich um die Ecke war. Sie bekam einen Schreck, als sie ins Wohnzimmer am anderen Ende des Flures blickte. Es war dunkel. Kein Licht brannte. Sie erkannte aber die Umrisse ihrer Grossmutter, die zusammengesackt auf dem Sofa sass. Sofort dachte sie an ihren Satz, dass sie vorbereitet sein müsste. »Oma!« flüsterte sie so laut sie konnte. Sie reagierte nicht. Sollte sie ihre Eltern wecken? Nein, sie würden dann auch erschrecken. Vielleicht ohne Grund. Sie wollte zuerst selbst nachsehen.

Langsam schritt sie den langen Flur entlang. Ihr Herz pochte. Sie wagte nicht mehr, sie zu rufen. Aus Angst, wieder keine Antwort zu erhalten. Fast am Ende des Flures hörte sie ihre Atmung und war zutiefst erleichtert. Ihre Grossmutter war im Sitzen eingeschlafen. Sie berührte sie an der Schulter.

»Oma! Warum sitzt Du denn hier so ganz allein?« flüsterte sie wieder. »Komm, ich bringe Dich ins Bett.« Sie wachte auf und schaute verwirrt um sich.

»Ach Kind, meine Beine taten mir weh und da lief ich ein bisschen rum«, sagte sie. »Hier blieb ich dann sitzen, wo Ihr immer sitzt. Ich glaube nicht, dass ich nochmal zu Besuch kommen werde.«

»Natürlich wirst Du das Oma! Du musst jetzt aber ins Bett! Du kannst doch nicht im Sitzen schlafen.«

»Hast Du gedacht, dass ich tot bin?« fragte die Grossmutter plötzlich. Sie erschrak.

»Ach was! Ich hab gedacht, dass Du ins Bett gehörst!«

Einige Monate nach dieser Nacht war sie allein zuhause, als die Grossmutter anrief. Zu der Zeit hatte sie den Kopf voller Sorgen. Sie war unglücklich in dem Lehrbetrieb, in dem sie arbeitete und in der Berufsschule standen Prüfungen an. Nur oberflächlich erzählte sie der Grossmutter davon, die wissen wollte, wie es ihr und den Eltern geht. Sie klagte über Altersbeschwerden und darüber, dass die Familie in verschiedenen Ländern verstreut lebte. Man hörte und sah einander zu selten. Sie hielt sich kürzer als sonst. Vielleicht hatte sie gespürt, dass ihre Enkelin den Kopf woanders hatte. Sie klang aber auch schwächer als sonst und hatte vielleicht keine Kraft mehr für lange Gespräche. »Pass auf Dich auf«, sagte sie. »Grüss Deine Eltern von mir.« Ein paar Tage später erhielt ihr Vater *den* Anruf. Die Grossmutter hatte einen Hirnschlag erlitten und war im Bad zusammengebrochen.

Es war ein kalter später Winterabend, als sie wieder im Dorf ihrer Grosseltern war. Mit ihren Eltern und der Familie ihres Vaters. Der erste, den sie umarmt hatte, war ihr Grossvater. Sie dachte in diesem Augenblick, dass dies der innigste Moment mit ihm war, den sie bisher erlebte hatte. Dass sie auch ihn zum letzten Mal sehen würde, wusste sie da noch nicht. Die Härte, die ihn sonst umgab, schien an diesem Abend wie von ihm abgefallen – von ihm abgeschlagen worden zu sein. Unverändert blieb seine Unruhe, die sie noch stärker spürte. Die Grossmutter lag im Haus in einem der Schlafzimmer aufgebahrt. In diesem Zimmer traf sie neben den Familienmitgliedern weitere, etwas entferntere Verwandte an, die sie nicht gut kannte und Menschen, die ihr völlig fremd waren.

Fremd war das Wort, das ihr dort oft durch den Kopf ging. Auch sie fühlte sich fremd. Sie war nicht mehr die Lieblingsenkelin. Vielleicht wurde das auch jedem Enkelkind gesagt, damit es sich besonders geliebt fühlte. Obwohl sie sehr traurig über den Tod der Grossmutter war und über die Trauer in ihrer Familie, war diese Distanz in ihrem Herzen schon zu gross geworden. Auch darüber war sie in Trauer. Das fröhliche blonde Kind, das alle diese Menschen einmal wie verrückt geliebt hatte, war einst auch gestorben. Den Todeszeitpunkt konnte sie nicht mehr ausmachen. Es waren wohl mehrere. Oft hatte sie schon gedacht, dass mit ihren blonden Haaren auch die Fröhlichkeit in ihr verschwunden war. Geblieben war eine vieldenkende, über Vieles in der sichtbaren Welt trauernde Fremde, die in einem eigenen Land lebte, zu dem nur ihre Eltern und von ihr Auserwählte dazugehörten.

Und sie war nicht die einzige, die sich dieses eigene Land erschuf. Mit Auserwählten, die die Grenze zu diesem Land passieren durften. Sie spürte, dass in diesem Zimmer mit ihrer Familie nicht nur Trauer war. Da waren auch andere extreme Zustände in einem Raum vereint. Wut, Hass, Vorwürfe, Verbitterung und Enttäuschung. Über alles, was jemals war oder sein

könnte. Alle waren aufgeweicht von ihren starken Gefühlen, aber sie alle zogen mit aller Härte auch ihre Grenzen. Zu ihrem Schutz. Fronten bildeten sich, die niemand deutlich kennzeichnete oder aussprach. Die Atmosphäre im Haus hatte alles offenbart. Alle diese Details, über die die gesprächige Grossmutter nie gern sprach. Ihr kam es so vor, als wären diese Details der ganzen Familiengeschichte vor ihr ausgebreitet, sie diese aber nicht deuten, nicht verstehen konnte. Nicht einmal ihre eigenen Gefühle konnte sie so richtig verstehen. Nur, dass sie nicht schön waren.

In dieser Nacht, in der sich alle von der Grossmutter verabschieden mussten, beschäftigten sie die Gründe dafür, warum wir uns die tiefe Verbindung zu anderen Menschen wünschen oder lieber nicht. Nicht nur zu Verwandten. Warum wir sie nicht immer behalten, manchmal erst spät bekommen oder nie, und warum wir uns manchmal gegen sie wehren. Nicht immer, weil wir diese Menschen nicht lieben. Mit manchen Menschen mögen wir uns einfach selbst nicht. Sie geben einem das Gefühl, nicht authentisch sein zu dürfen. Und um dieses Gefühl zu vermeiden, meiden wir diese Menschen, die so nie erfahren, wie wir wirklich sind. Und weil sie es nicht erfahren, denken auch sie, uns nicht lieben zu können. Was für eine tragische Ironie.

Daran dachte, als sie auf die Grossmutter zuzuging, die im Sarg auf sie alle wartete. Sie wusste, was zu tun war. Manchmal glaubte sie, das Flüstern ihrer Grossmutter hinter sich zu hören, wie sie ihr Anweisungen gab. Sie sah, wie ihre Tanten und Cousinen ihr einen Kuss auf die Stirn gaben, ihre Hand auf ihre Hände legten, die auf ihrem Bauch übereinander lagen. Frauen mit Kopftüchern, die sie nicht kannte, beteten neben dem Sarg.

Eine ihrer Tanten, die älteste von ihnen, verlor die Fassung, erhob sich vom Stuhl und verliess das Zimmer. Alle weinten oder hatten geweint und starrten mit rot geränderten Augen auf den Sarg. Auch ihr Vater weinte, was sie überraschte. Noch nie hatte sie ihn so gesehen. Überhaupt weinende Männer. Er verbarg nichts, was ihr gefiel und in ihr eine besondere Achtung hervorrief, die sie bis dahin nicht in sich kannte. Sie umarmten sich dort in diesem kalten Zimmer und sie wünschte sich – daran würde sie sich auch später noch erinnern – er möge doch immer so bleiben. Nicht traurig, aber so voller Gefühl. Als er am schwächsten war, wirkte er auf seltsame Weise am stärksten auf sie. Doch niemand kann das – niemand darf das – in der sichtbaren Welt, wie Kinder immer nur voller Gefühl bleiben.

Der Grossvater schritt unruhig durch das Zimmer und schaute nach dem Rechten. Und da war jetzt auch ihre Mutter, die am Sarg stand und sich verabschiedete. Eine unerklärliche Wut stieg in ihr hoch, als sie das sah, obwohl es klar war, dass auch sie an den Sarg herantreten würde. Am liebsten hätte sie geschrien, sie solle dort weggehen. Weg von dem Sarg – raus aus diesem Zimmer! Aber sie schrie nicht. Das war nicht ihre Art. Sie schluckte den Schrei hinunter.

Jetzt war sie dran. Sie trat neben ihrer Mutter an den Sarg, schaute ihrer Grossmutter ins Gesicht und stellte fest, dass sie viel kleiner, zierlicher wirkte als sonst. Ihr Anblick war nicht derselbe wie bei ihrem ersten toten Menschen. Die Grossmutter sah nicht furchteinflössend aus, aber man sah ihr die Kälte des Todes an. Jemand sagte, sie könne sie berühren und ihr einen Kuss auf die Stirn geben. So sei es unter Nahestehenden Tradition. Da erst kamen ihr die Tränen. »Ich kann nicht«, sagte sie und ging weg, um sich in eine Ecke des Zimmers zu stellen. Wie eine Fremde.

Ihre Hände steckte sie in ihre Jackentaschen. Alle trugen noch ihre Jacken und Mäntel. Es war so kalt. Ihr Vater ermahnte sie mit einem kritischen Blick, die Hände aus den Taschen zu nehmen. Auf ihn, in dem Zustand, in dem er war, wirkte es unhöflich. Sie wusste nicht, wohin sie mit ihren kalten Händen hin sollte, wohin sie schauen, was sie denken, was sie fühlen sollte. Alles drehte sich in ihr im Kreis. Sie fror und hätte gern wenigstens ihre Hände gewärmt. Da kam ihre Mutter auf sie zu.

»Du musst nicht hierbleiben«, sagte sie leise. »Geh in eins der warmen Zimmer.«

»Bleib Du bitte auch nicht hier.« Ihre Mutter nickte ihr ernst zu und verliess mit ihr den Raum.

Sie hatte sich von ihrer Grossmutter nicht verabschiedet. Nur hingesehen hatte sie. Es fühlte sich für sie sinnlos an, von jemandem Abschied zu nehmen, einen Körper zu berühren, in dem niemand mehr war. Sie hatte hingesehen, wo sie hinsehen musste, doch sie wollte sie unter keinen Umständen fühlen, diese ganze Kälte, die ihr Körper ohne ihre Seele nun war.

Die Familie verstreute sich im Laufe dieser Nacht im Haus. Das kalte Zimmer, in dem die Grossmutter in ihrem Sarg lag, leerte sich. Einige setzten sich in die Küche, besprachen die Beerdigung oder schwelgten in Erinnerungen. Auch sie dachte da an die Abende und Nächte zurück, in denen ihr die Grossmutter aus ihrem Leben erzählte. Sie hörte Stimmen der Familienmitglieder aus fast allen Nebenräumen. Ihre Mutter und sie sassen mit einer ihrer Tanten im Wohnzimmer. Sie fühlte sich erschöpft von diesem Ausnahmezustand, dem alle ausgesetzt waren. Zu viele Menschen im selben Haus, die zu viel dachten und fühlten. Zu viel angestaute Energie extremer Zustände.

In eines der Schlafzimmer, in dem niemand war, legte sie sich hin. Im Zimmer nebenan war die Grossmutter aufgebahrt. Daran dachte sie aber nicht mehr. Ihr war alles zu viel geworden. Sie war in Trauer. Über den Tod, dass er existierte, und darüber, wie fremd und erschöpft sie sich in diesem Haus fühlte. Nur noch schlafen wollte sie. Nichts denken. Nichts

fühlen. Nichts mehr verstehen. Einfach Augen schliessen. Wegtreten. Es gelang ihr. Kaum hatte sie sich hingelegt, schlief sie auch gleich ein.

Zunächst schlief sie wie ein Stein. Sie träumte nichts. Ihre Wahrnehmung schien ausgeknipst. Dann aber war sie im Schlaf wieder plötzlich bei vollem Bewusstsein – oder Traumbewusstsein. Sie hob ihren Kopf vom Kissen. Etwas im Raum war anders. Ein Licht brannte, aber nicht das vertraute Licht einer Glühbirne. Es kam nicht von oben. Sie lag zur Fensterseite gerichtet. Auf der gegenüberliegenden Seite war die Tür zum Schlafzimmer. Geradeaus vor dem Bett war eine Wand. Sie drehte sich um zu dieser Wand, von der das Licht kam. Jetzt aber sah sie dort einen dunklen, schweren Vorhang. Sie wunderte sich. Das seltsame Licht kam von diesem Vorhang. An einer ganz bestimmten Stelle. Der Lichtstrahl verlief von dort aus nach oben. Er war nicht grell, aber auch nicht gedämpft. Vielmehr warm. Sehr schwer zu beschreiben. Als ginge es dem Licht nicht nur darum, etwas zu beleuchten, sondern auch darum, etwas auszusenden. Sie staunte darüber und fühlte sich wieder hellwach.

Da bewegte sich der Vorhang. Dort, wo das Licht herkam. Ein Spalt ging auf. Ganz von selbst. Und ihre Grossmutter trat hinter dem Vorhang hervor. Sie war ihr *erschienen*. Wie die Heilige Maria an diesem Ort, von dem die Grossmutter damals das Weihwasser mitbrachte. Eine Erscheinung im Traum, nicht in der Wirklichkeit, aber da wusste sie noch nicht, dass sie träumte. Sie sah sie vielleicht im Schlaf lebendig vor ihr stehen, weil wir dann am wenigsten zu denken fähig sind.

Ihre Grossmutter sagte kein Wort. Sie stand nur da, in dem Kleid, das sie auch im Sarg an hatte, und schaute ihre Enkelin an. Weg war die furchtbare Blässe in ihrem Gesicht. Ihr Körper war nicht mehr kalt und starr. Sie war wieder lebendig und hatte einen sonderbar gerührten Ausdruck in den Augen, als ob sie etwas zu wissen schien, was ihr Herz überwältigte. Etwas, was jenseits aller Bildung war. Ein in etwas Grosses eingeweihtes Gesicht. Wissend, und voller Liebe und Mitgefühl. Fast zu viel davon. So viel, wie wir Lebenden es nicht gewohnt sind.

Sie machte den Eindruck, ihr etwas mitteilen zu wollen. Eine Art wortlose Botschaft, die sie, ihre Enkelin, zwar empfangen wollte, aber wogegen sie sich auch mit aller Kraft wehrte. Es machte ihr Angst. Diese Anstrengung – neben der Tatsache, dass sie einen Menschen lebend sah, der eben noch tot und kalt in einem Sarg lag – brachte sie zum Weinen.

Plötzlich hörte sie die Stimmen ihrer Eltern und realisierte, dass sie aufgewacht war, also schon im Schlaf geweint hatte, dass sie geweckt wurde von ihrem Weinkrampf und den Stimmen ihrer Eltern. War es bloss ein Traum? Ihre Eltern versuchten sie zu beruhigen. Im Schlafzimmer brannte jetzt das grelle Licht einer Glühbirne.

»Ich hab Oma gesehen«, stammelte sie. »Dort! Vor dem Vorhang! Sie hat mich angeschaut. Da war ein komisches Licht um sie herum.« Sie zeigte mit dem Finger an die Wand.

»Da ist kein Vorhang! Da ist niemand!« beruhigte sie ihr Vater. »Früher war da mal einer«, fügte er dann aber hinzu. »Die Wand wurde hochgezogen, damit es zwei getrennte Zimmer sind.« Ihre Mutter umarmte sie und strich ihr über das verweinte Gesicht.

»Da war keine Wand«, sagte sie. »Nur ein Vorhang. Nur ein Zimmer. Die Oma und Licht.« Sie wischte sich die Tränen aus den Augen. Ihre Eltern hielten es für den kindlichen Traum eines zu empfindlichen Teenagers. Ihr Traum aber hatte sich so echt angefühlt. So echt wie die Kälte, als sie vor dem Sarg stand. Schon bald würde auch sie ihn als Wunschdenken, also bloss seelische Verarbeitung abtun und beherrscher – endlich erwachsen werden.

»Hast Du gedacht, dass ich tot bin?« hatte die Grossmutter sie doch in jener Nacht auf dem Sofa gefragt. Damals hatten sie sich das letzte Mal gesehen. Ja, sie hatte gedacht, sie sei tot, aber sie war am Leben. Jetzt, da sie wirklich gestorben war, sah sie im Traum, dass sie noch lebte. War das nicht ein sonderbarer Zufall?

Vielleicht war es das grosse Geheimnis, das ihr ihre Grossmutter mit ihrer Erscheinung mitteilen wollte. Eine Metapher, ein Hinweis dafür, dass die Lebenden von den Toten nicht die Erde, und auch nicht der Himmel, sondern nur ein dunkler Vorhang trennt.

Etwa ein halbes Jahrzehnt nach diesem Traum, nach der Beerdigung ihrer Grossmutter, sah sie dieses sonderbare Licht erneut im Traum. Nur dieses Licht und ihren Grossvater. Den Raum, in dem sie war, erkannte sie nicht. Ihr Grossvater sass ungewohnt nah bei ihr. Sie lag im Bett und spürte, dass er ihre Hand hielt. Er hielt sie zu fest. Es fühlte sich wie ein unkontrolliertes Klammern an, was nicht seine Absicht zu sein schien. In seinem Gesicht war Verzweiflung und diese ganze Unruhe, die er immer mit Disziplin und Humor überspielen wollte. Jetzt war es so, als wollte er ihr einfach alles zeigen, was er verbarg. Wie um sich zu erklären, vielleicht sogar zu entschuldigen. Auf seine unbeholfene Art ihr gegenüber.

Es war herzerreissend und erschreckend zugleich. Dabei drückte er immer fester ihre Hand, weil ihm die Worte fehlten für das, was er sagen wollte. Bis es ihr richtig wehtat. Sie schreckte hoch und merkte, dass sie geschlafen, bloss geträumt hatte. Die Hand schmerzte sie, die ihr Grossvater eben so fest gedrückt hatte. Am nächsten Tag erfuhren ihre Eltern und sie, dass er gestorben war.

4. Rückblende: Das Staunen über die unsichtbare Welt

Wenn jemand stirbt, benutzen wir oft den Ausdruck: *Sie oder er wurde aus dem Leben gerissen*. Besonders wenn dieser Mensch jung war oder plötzlich gestorben ist. Dabei trifft der Ausdruck immer zu. Ob jung oder alt, langsam oder plötzlich. Schon durch eine schwere und tödliche Krankheit wird ein Mensch *aus seinem Leben gerissen*. Er lebt nicht mehr richtig. Er leidet und fürchtet und fragt sich. Er ist in einem ständigen Abschiedszustand, in dem er nicht mehr wahrnimmt, was ist, sondern was nicht mehr sein wird. Für ihn und für andere. Gleichzeitig werden mit Krankheit und Tod auch die Angehörigen dieses Menschen *aus dem Leben gerissen*. Nichts ist mehr, wie es war, weil jemand nicht mehr sein wird, den sie lieben. Für Sterbende und für Angehörige wird ihre ganze Welt, ihr ganzes Dasein, in ein Davor und Danach aufgeteilt. In vor dem Tod und nach dem Tod. Das Leben nach dem Tod – ob wir an ein solches glauben oder nicht – wird auch für die Angehörigen, für die Lebenden, ein verändertes sein. Ein Mensch ist nicht mehr da, den sie lieben. Und sie wurden Zeugen dessen, was wir in der Realität am stärksten verdrängen: dass niemand von uns überleben wird. Jeder wird früher oder später aus dem Leben gerissen. Die Frage ist nur: Wann?

Über solche Dinge hatte sie sich viele Gedanken gemacht, nachdem ihre Grosseltern beide aus ihren Leben gerissen wurden. Seither interessierte sie sich sehr für die Träume anderer Menschen. Die wenigsten erzählen sie. Unnützes Zeug. Seelenkram. Sie fing an, ihre Träume aufzuschreiben, führte ein Tagebuch über sie, in dem sie auch Träume festhielt, die länger zurücklagen, an die sie sich plötzlich wieder erinnerte und die für sie bedeutsam zu sein schienen. Darunter war ein beunruhigender Traum aus ihrer Kindheit, den sie zunächst nicht aufschreiben wollte. Einer aus der Zeit, als sie nicht mehr blond und fröhlich war. Dann tat sie es doch, schrieb ihn detailliert auf, um konsequent zu sein. Träume und dieser ganze Seelenkram und der Tod beschäftigten sie sehr. Das alles belastete sie zwar auch, aber sie fühlte sich dazu getrieben, sich damit auseinanderzusetzen. Sie musste es verstehen, damit sie es besser ertragen konnte. Es belastete sie zu dieser Zeit mehr, wenn sie sich nicht damit befasste. Fast so, als hätte sie zu sich selbst dasselbe gesagt wie ihre Grossmutter damals: *Du musst vorbereitet sein*. Auf den Seelenkram und den Tod.

Dann wurde sie erwachsen und gefordert vom Leben. Vom Beruf. Von Freunden. Von vielen anderen Dingen, die sie auch interessierten. Es blieb nur noch wenig Zeit für den Seelenkram. Jahr um Jahr verging und sie verlor sich wie jeder andere auch in der sichtbaren Welt. In der Realität, die einen aus diesem Seelenkram reisst, damit man funktioniert, tut, was alle tun, will, was alle wollen. Aus dem Thema Tod wurde schliesslich die Vergangenheit. Das

alles war einmal. Das Leben war jetzt – mit Blick nach vorn. Auf den Normalzustand, den Alltag, auf der Suche nach aussergewöhnlichen Ereignissen, die schön sind, die einen nicht frieren lassen. Alle diese anderen Lebensthemen, für die sie ihre Zeit, ihr Denken und Fühlen brauchte. Sie war so voller Gegenwart und Zukunft geworden, während die Vergangenheit zu einem anderen Land wurde. Der Tod war ja auch in einem anderen Land passiert. Sie lebte woanders, wo alles anders sein würde, wo sie Menschen in ihr Leben liess, mit denen sie sich nicht fremd fühlte. Irgendwann warf sie auch ihr Traumtagebuch weg, verdrängte allen Seelenkram, alle Themen vom Tod, vom Unsichtbaren und Unerklärlichen, um einfach zu leben. So gut es ging. Im Wachzustand, wenn sie sich besonders grosse Mühe gab, die Regeln der sichtbaren Welt zu befolgen.

In dem Jahr, in dem ihre Mutter 50 wurde, war sie 30 geworden. Ihre Eltern hatten sich einst getrennt und ihre Mutter lebte allein. Und das überraschend gern. Die Zahl 50 löste aber eine dauerhafte Unruhe in ihr aus. Sie beteuerte, dass es ihr nicht um Eitelkeit ging, sondern dass sie sich einfach nicht über diese Zahl freuen konnte. Vielleicht hätte sie doch Probleme mit dem Älterwerden, meinte sie, wo sie doch eigentlich gar nicht mehr jung sein wollte. Sie wollte zur Ruhe kommen, weniger arbeiten, mehr *sein*. Sie wollte von der Welt nicht mehr so beansprucht werden, und auch nicht mehr gesehen werden. Etwas mehr untertauchen, für sich sein. Auch ihre Art sich zu kleiden, veränderte sich. Sie verzichtete immer öfter auf ihre gewohnte Eleganz und Kosmetik, was für sie und ihren Anspruch auch auf äusserliche Perfektion ungewöhnlich war.

»Geht's Dir nicht gut? Ist was passiert?« hatte ihre Tochter sie mal bei einem ihrer Treffen gefragt.

»Alles okay. Warum?«

»Na, wie Du angezogen bist. So... alltäglich. Ungeschminkt und die Haare wie direkt aus'm Bett! Du siehst jetzt irgendwie so aus wie ich!« sagte sie und grinste. Ihre Mutter lachte.

»Du bist ja wieder frech!« rief sie aus. »Ich hab gemerkt, dass das gar nicht so schlecht ist. Fühlt sich viel gemütlicher an.«

Nichts deutete darauf hin, dass sie ihr Alter kaschieren wollte. Sie wollte es geniessen, aber ihre Unruhe liess es manchmal nicht zu.

In dieser Zeit holte das unbeliebte Lebensthema Tod sie ein. Sie beide. Niemand war krank. Niemand war gestorben. Ihre Mutter aber erwähnte das Thema immer öfter, ohne es auf sich zu beziehen. Sie, die Realistin, sagte an manchen Tagen, dass es darüber gar nichts zu sagen gäbe. »Man stirbt, kommt unter die Erde und irgendwann fressen einen die Würmer auf. Mehr gibt's da nicht.« Sie glaubte an Gott, aber sie glaubte nicht an die Seele. Nicht daran, dass

unsere Seele ausserhalb unseres Körpers existieren könnte. An anderen Tagen war sie dann wieder nachdenklicher, spiritueller.

Sie erzählte oft von ihrem Onkel, der in seinen 30-er Jahren gestorben war und den sie sehr liebte. Sein Tod war es, der auch sie einst aus dem Leben gerissen hatte. Damals war sie 21 und ihre Tochter 1-jährig. Sie erzählte ihr, dass er sie als Neugeborenes ständig getragen und im Schoss geschaukelt hatte. Er ging in einer geradezu väterlichen Rolle auf und sah sehr glücklich dabei aus, da sein einziger Sohn noch als Baby gestorben war. Nach seinem Tod sei etwas passiert, was sie sich nicht erklären konnte. Als sie bei ihrer Grossmutter zu Besuch war, legte sie ihr schlafendes Kind in eine Wiege, die der Onkel damals für sie besorgt hatte. Während sie mit ihrer Grossmutter sprach, fing die Wiege zu quietschen an. Beide blickten zum Kind auf und sahen, dass die Wiege von selbst hin und her schaukelte. Ohne dass sich das Kind bewegte. Ihre Mutter sprang erschrocken auf, während die Grossmutter sie zu beruhigen versuchte. »Es ist alles gut. Das ist *er* – mein Sohn. Du musst keine Angst haben«, sagte sie. Ganz selbstverständlich. Für ihre Mutter waren solche Dinge reiner Aberglaube. Unfug, den sich meist alte Leute oder ungebildete und naive Menschen erzählen. Menschen, die nicht realistisch sind. Die logische Erklärung aber, die sie für die schaukelnde Wiege suchte, die dann auch von selbst stehen blieb, fand sie nicht.

In den nächsten zwei Jahren verbrachten ihre Tochter und sie viel Zeit miteinander. Oft sagte sie an Wochenenden ihren Freundinnen ab, um sie mit ihrer Mutter zu verbringen, die mehr Zeit hatte als sonst. Es fühlte sich so an, als hätten sie beide den Höhepunkt ihrer Beziehung zueinander erreicht. Ein Höhepunkt, von dem sie nicht gedacht hätte, dass es ihn noch geben konnte. Ihre Verbindung war schon immer tief, aber wie alle berufstätigen Menschen, die von der sichtbaren Welt sehr beansprucht werden, blieb wenig Zeit, um diese Tiefe zu leben. Ihre Mutter hielt sich nicht mehr so gern in Shoppingzentren auf, wollte nur noch selten in ein Café oder Restaurant. Meistens kochten sie etwas bei ihr in der Wohnung oder bei ihrer Tochter. Stundenlang sassen sie dann am Esstisch. Bis weit über Mitternacht hinaus. Sie lachten viel, worauf tiefe Gespräche folgten und sie sangen viel gemeinsam. Am Esstisch oder im Auto. Lieder aus ihrer Heimat. Und ihr fiel auf, dass ihre Mutter häufiger in ihre Heimatsprache wechselte, besonders wenn die Themen sehr emotional wurden. Vieles schien sie wieder eingeholt zu haben, woran sie längst nicht mehr gedacht hatte. Das war neu und es erinnerte sie ein bisschen an ihre Grossmutter, die bis tief in die Nacht hinein durchhielt, um so viel Zeit wie möglich mit ihren Kindern und Enkelkindern zu verbringen.

Es kam dann ein Frühling, ein Sommer und ein Herbst, als ihre Mutter häufig viele Stunden durch die Wälder lief. Allein, mit einer Freundin oder mit ihrer Tochter. Auch das war neu. Da war sie 52 Jahre alt.

»Jetzt weiss ich, warum Du so gern im Wald bist!« sagte sie. »Es ist herrlich entspannend, besonders die Bäume geben einem viel Kraft.«

»Sprechen sie auch mit Dir?« fragte sie ihre Mutter. Sie neckte sie, weil sie so ungewöhnlich spirituell wurde, wenn es um die Natur ging.

»Du Frechdachs! Lach mich nicht aus! Hab auch schon einen dicken Baum umarmt, weil ich eine Verbindung gespürt habe.« Ihre Tochter lachte, fand es aber auch rührend.

»Nur weil wir die Bäume nicht hören, heisst das nicht, dass sie nicht mit uns sprechen, uns nicht sehen!« sagte sie überzeugt.

»Aha! Klingt ganz realistisch!« gab ihre Tochter mit frechem Grinsen zurück.

Es war Herbst desselben Jahres, als sie einen furchtbaren Albtraum von ihrer Mutter hatte. Unlogisch hässlich war er, denn es war alles in Ordnung. Bis auf die Tatsache, dass ihre Mutter Schmerzen in ihrer rechten Hüfte bekam. Der Hausarzt hielt es für rheumatisch, was man behandeln könne. Nichts, weshalb man sich Sorgen machen müsse, sagte er. Ihr Albtraum aber war alarmierend. Sie sah sich in ihm selbst, wie sie die Wohnung ihrer Mutter betritt. Licht brannte im Wohnzimmer und in der Küche. Ihre Mutter aber war nirgends zu sehen. Sie suchte nach ihr, rief nach ihr und bemerkte die offene Balkontüre. Im Traum war es Abend und Winter. Sie trug einen Mantel. Sehr kühle Luft drang vom Balkon hinein. Sie trat hinaus und erschauerte. Ihre Mutter lag auf einer Art Trage oder Klappbett mitten auf dem Balkon. Der Tisch und die Stühle, die sonst dort standen, waren nicht mehr da. Nur ihre Mutter auf diesem schmalen Bett, die dort auf dem Rücken ausgestreckt zu schlafen schien. »Mama! Wach auf! Du musst wieder rein!« schrie sie und schüttelte den Arm ihrer Mutter. Er war schon eiskalt. Ihr Gesicht sah wie gefroren aus. Ihre Haare, die sie sonst immer in der Stirn trug, waren nach zurückgekämmt. Sie legte ihre Hand auf die kalte Stirn ihrer Mutter und weinte. »Wach auf, Mama!« schrie sie. Dann wachte sie selbst auf – und weinte über diesen schrecklichen Traum.

Das erinnerte sie an ihr Tagebuch, in dem sie früher mal ihre Träume festgehalten hatte. Auch den einen, den sie widerwillig niederschrieb und das Buch später wegwarf. Wie bei so vielen Dingen, bei denen sich die Menschen zwischen Wegsehen und Hinsehen entscheiden müssen, hatte sie sich fürs Wegsehen entschieden. In dem Buch stand dieser Kindheitstraum. Auch ein schrecklicher Albtraum. Nichts für Kinder und nichts für Erwachsene. In dem Traum sass ihre Mutter im Morgenmantel und mit einer Tasse Kaffee in der Hand auf einem braunen

Sarg, das von Menschen getragen wurde. Wie auf einer Sänfte glitt sie im Freien durch eine riesige Menschenmenge. Als wäre sie prominent, so jemand wie der Papst, zu dem Gläubige pilgern, wenn er sich in der Öffentlichkeit zeigt. Dieses Bild sah so absurd aus in ihrem Traum. Sie war ja noch ein Kind, viel zu klein und wurde von der Menge fast erdrückt. Sie schrie nach ihrer Mutter, aber niemand hörte sie. Irgendwann wurde der Sarg dann abgestellt. Ihre Mutter stieg von ihm ab. Jemand öffnete den Deckel und sie stieg hinein. Sie, das Kind, kämpfte sich weinend einen Weg durch die Menge und erreichte den Sarg, noch bevor sich der Deckel schloss. Durch einen Spalt konnte sie gerade noch ihre Mutter sehen, die ihr zurief: »Das ist nichts Schlimmes, Schatz! Ich bin noch da!« Und der Deckel schloss sich. Sie weinte haltlos und hämmerte auf den Sarg ein. »Macht auf! Sie kriegt keine Luft!« schrie sie in die Menge – und wachte auf.

Sie spielte den Traum in ihrer Erinnerung nochmal durch, um ihn gleich darauf für immer vergessen zu wollen. Alles war gut, ihre Mutter noch so jung. Niemand, den sie kannte und in ihrem Alter war, hatte eine so junge Mutter. Es kann doch gar nicht sein, was nicht sein darf...

Dann kam ein ungewöhnlich kalter Winter ins Land. Der kälteste seit langem, wie es in den Nachrichten hiess. Temperaturen von bis zu minus 10 Grad mitten am Tag. Es fiel reichlich Schnee im Flachland. Die Schneepflug-Fahrzeuge kam gar nicht mehr mit, den Schnee zu räumen und die Strassen zu salzen. Autos rutschten innerorts auf der Fahrbahn. Menschen gingen in Schichten eingekleidet den Gehwegen entlang, um schnell wieder irgendwo ins Innere, ins Warme zu kommen, wo sie nicht frieren mussten. Ein Ausnahmezustand, der auch das Leben ihrer Mutter erreichte. Ihre Hüftschmerzen waren stärker geworden, bis sie so unerträglich wurden, dass sie Morphium brauchte. Lange konnten sich die Ärzte diese Schmerzen nicht logisch erklären. Sie fanden keine Ursache bei ihren Untersuchungen, bis der ganze Körper untersucht wurde. Mehrmals sogar und sich dann ein Schatten auf der Lunge zeigte. Ein aggressives Bronchialkarzinom. Ein Krebs, der im ganzen Körper bereits rasant seine Metastasen gestreut hatte. Angefangen im Hüftknochen. Akute Atemnot wiederholte sich. Die Bestrahlungstherapie wirkte nicht. Sie kam – wie der Schneepflug – gar nicht mehr mit. Der Krebs hatte ein Tempo, das nicht einzuholen, und schon gar nicht mehr zu überholen war.

An dem Tag, als sie von der tödlichen Diagnose erfuhren, war ihre Mutter bereits im Krankenhaus. Sie trug einen Morgenmantel und trank einen Kaffee in der Cafeteria des Spitals. So hatte sie ihre Tochter angetroffen, bevor sie zur Ärztin in die Besprechung mussten. Zuhause trug sie seit vielen Jahren schon keinen Morgenmantel mehr. Diese vielen Menschen im Spital gingen ihnen nach der Diagnose auf die Nerven. Sie waren beide im Schock- und

Ausnahmезustand, den sie noch nicht als Abschiedszustand wahrhaben wollten, und in dem fremde Menschen einfach eine Zumutung waren. Von einer weiteren Pflege zuhause rieten die Ärzte aber ab. Dieser Krebs sei unberechenbar und es könne sehr schnell gehen, sagten sie. Das war wenige Wochen vor dem 53. Geburtstag ihrer Mutter.

Sie wurde verlegt. In ein eigenes Zimmer. Auf diese Station, die ihre Mutter ganz nüchtern und realistisch *Endstation* nannte: Die Palliativstation. Sie redete nicht mehr über spirituelle Themen, nicht mal über den Tod. Nicht direkt. Sie zog sich immer mehr in ihre innere Welt zurück, was das Morphium sehr begünstigte. Phasenweise war sie wie entrückt, in einer unsichtbaren Dimension, in der sie ganz unvermittelt Dinge sagte, die ihre Tochter erstaunten. Darunter war auch ein Datum, das sie ihr nannte, als sei es von besonderer Bedeutung. »Am 25. April«, sagte sie mehrmals. Der Tag, an dem sie beerdigt werden würde. Dann war sie wieder ganz da, in der sichtbaren Welt, völlig klar im Kopf. Sogar aufmerksamer als sonst.

»Was ist denn mit der Chemotherapie?« wollte ihre Tochter von den Ärzten wissen. Fordernd. Wütend auf sie. Auf die angeblich so gebildeten Köpfe, die so spät den Krebs erkannt hatten. Alles machten sie für sie zu spät.

»Zu spät«, sagten auch die Ärzte. »Wir können es versuchen, aber die Chemo hat in diesem Fall keine Chance. Ihre Mutter würde nur noch mehr leiden.«

Sie verliess mit den Ärzten das Krankenzimmer dieser Endstation, um in der Toilette hemmungslos zu weinen und auf die Wände einzuschlagen. Ihre Mutter sass entrückt in ihrem Bett. Ganz woanders und bekam ihr Gespräch mit den Ärzten nicht mit. Als sie aus der Toilette ins Zimmer zurückkehrte, sagte sie plötzlich: »Willst Du, dass ich das mache? Die Chemotherapie?«

Sie wusste nicht, was sie antworten sollte. Natürlich wollte sie es nicht, aber sie wollte auch nicht, dass sie stirbt.

»Ich mache es, wenn Du es willst« sagte ihre Mutter. Ihrer Tochter schossen die Tränen aus den Augen, die sie meist gut vor ihr zu beherrschen wusste.

»Mein Kind«, sagte sie – sie nannte sie nur noch ihr Kind – »Du musst mich zuerst loslassen, ja? Bevor ich es kann.«

Ihre Tochter setzte sich zu ihr ans Bett, hielt ihre Hand und weinte leise vor sich hin. Ihre Mutter legte ihre Hand auf ihre. Warm waren ihre Hände. Sie schauten sich lange an, ohne Worte. Eine bedeutsame nonverbale Kommunikation, die unter normalen Umständen unangenehm und kitschig gewesen wäre, ja peinlich, doch da war sie heilig. Irgendwann versank ihre Mutter in den Schlaf. Ihrer Tochter machte es jedes Mal Angst, sie schlafend zu

sehen. Der Kopfteil ihres Bettes war immer hochgefahren, so dass sie immer halb im Sitzen lag. Sie wollte es so. Sich nie richtig hinlegen.

Was hatte ihre Mutter damals im Auto gesagt? Als sie klein war und sie diesen Unfall hatten, am Abgrund hingen? »Du musst zuerst aussteigen, Schatz!«

Als würde sich ein Kreis schliessen, dachte sie damals oft. Alles, was sie über den Tod zu wissen glaubte, schien mit dem, was gerade passiert, zusammenzuhängen. Alle diese Hinweise, Wegweiser und Zufälle. Wie viele Metaphern gab es noch, bei denen sie nicht gründlich genug hingesehen hatte. Nicht nur, was den Tod angeht, sondern auch das Leben. Wo fühlen wir uns fremd im Leben und wo verbunden? Wofür müssen wir unsere ganze Disziplin aufbringen und wofür brennen wir ganz von selbst? Wann sind wir glücklich? Wann lieben wir bedingungslos und wann sind wir in Trauer über das Leben, dass wir nicht einmal uns selbst lieben können? Die Zeit ist doch das Kostbarste, was wir haben. Niemand weiss, wie viel wir von ihr haben. Dennoch verschwenden wir nichts so sehr wie die Zeit. Bis wir unter die Erde kommen, die Würmer uns holen und mehr gibt's dann nicht!

Woher kommen dann all diese Zeichen für das, was wir noch nicht sehen, nicht begreifen, wenn es nur die sichtbare Welt gibt, die so viel Zeit von uns fordert, ohne uns zu fragen, wie wir sie verbringen wollen. Die Botschaft des Todes scheint zu sein: *Lebe wie ein Kind. Wie ein Tier. Im Fluss Deiner Zeit. So voller Gefühl, voller Instinkt. Mit glühendem Herzen. Sei spontan. Lache. Brenne. Liebe und lass Dich lieben. Alles andere ist nur ein mickriger Ersatz, der sichtbar ist und einfach zu greifen scheint. Im Abschiedszustand aber fühlst Du nur die Erinnerung Deiner Seele, und dass sie es ist, nicht der Verstand, die dieses Langzeitgedächtnis hat für das, was Dir wirklich etwas bedeutet.*

Was von uns bleibt, wenn der Verstand von uns abgefallen, von uns abgeschlagen wurde, ist das, was wir für die Welt und die Menschen fühlen. Nicht, was wir besessen und erreicht haben. Wir berühren die Körper der Toten nicht nur, um uns von ihnen zu verabschieden, sondern um zu zeigen, wie sehr es ihre und unsere Seelen waren, die einander berührt haben und nie aufhören werden, sich zu berühren. Auch dann nicht, wenn die Erde sie von uns trennt.

Aber um damit etwas anfangen zu können, würde sie noch einen langen Weg vor sich haben, durch Trauer und Dunkelheit vielleicht ins Licht. Warum nicht schon vor dem Tod?

Wenn sie den Tod mit nur einem Wort beschreiben müsste, gäbe es nur eins: *Festhalten*. Der Tod ist ein Festhalten am eigenen Sein, an den Menschen, die man liebt. Ein Festhalten, um nicht ins Nichts zu stürzen.

»Lass los! Lass jetzt los!« hatte ihre Tante, die Schwester ihre Mutter, ihr zugerufen, sie beim Namen gerufen, als sie bis zuletzt festhielt. Es war kurz vor Mitternacht. Zu viele Menschen standen im Zimmer, am Bett ihrer Mutter. Sie rückten ihre Tochter zur Seite. Die Lunge ihrer Mutter machte furchtbare Geräusche.

»Macht doch was!« schrie sie, »sie kriegt keine Luft!« Eine Krankenschwester versicherte ihr, dass ihre Mutter keine Schmerzen habe. Sie hätten ihr genug Morphium gegeben. Es sei nur die Lunge, die versagt. Ihre Mutter müsse jetzt nur noch loslassen.

Was wussten die schon? Sind sie denn schon mal gestorben? Ihre Tochter drehte sich im Zimmer und erwähnte Gott. Leise für sich. Auch sie hielt immer noch fest. Die Pflegerinnen gaben ihr zu verstehen, dass es besser wäre, wenn sie den Raum verliess. Sie weinte und tat es, um dann wieder einzutreten in das Zimmer, in dem ihre Mutter lag, die *gegangen* war, die losgelassen hatte.

Nachdem alle das Zimmer verlassen hatten, blieb sie auf einem Stuhl bei ihr sitzen. Sie berührte ihre Mutter immer wieder. An der Stirn, an der Schulter, am Arm und hielt ihre Hand. Ihr ganzer Körper war sehr warm. Vom Festhalten. Ihre Haare waren zurückgekämmt, da sie sehr geschwitzt hatte. Ihr Gesicht hatte einen friedlichen Ausdruck und strahlte Würde aus. Alles an ihr war warm, sogar schön, wenn sie nicht tot gewesen wäre. Vielleicht war sie aber noch da? Nur weil sie nichts sagt, bedeutet das doch nicht, dass sie nicht mit ihr spricht, sie nicht sieht, dachte sie. Dann fing sie wiederholt zu weinen an. *Wo bleibt denn jetzt der dunkle Vorhang, hinter dem sie hervorkommt? Warum bewegt sich nichts im Raum?* Kein Zeichen. Nichts. Nur Stille. Und Kälte. Je länger sie dort sass, desto mehr fror sie. Dann sah sie den Mantel ihrer Mutter an der Wand hängen. Sie stand auf und zog ihn an, über ihre Jacke, um sich wieder auf den Stuhl zu setzen.

Eine Krankenschwester kam rein, um nach ihr zu sehen. Sie hatte eine Tasse Tee für sie in der Hand, die sie auf dem Nachttisch absetzte. Ob sie ein Bett für sie bringen sollte, fragte sie. Sie schüttelte den Kopf. Schlafen würde sie bestimmt nicht können. Die Frau ging wieder zur Tür hinaus und die Stille kehrte zurück. Sie blickte auf den Brustkorb ihrer Mutter. Er bewegte sich nicht. Sie konnte sie nicht atmen hören. Darum war ihr diese Stille so präsent. Wieder verfiel sie in einen Weinkrampf. Dabei nahm sie die Hand ihrer Mutter in ihre und blieb so sitzen. »Wo bist Du?« fragte sie wiederholt in den Raum hinein. »Ich muss wissen, wo Du bist.«

Nach etwa zwei Stunden holte sie die Erschöpfung ein. Sie hatte eine Woche lang fast gar nicht geschlafen und so gut wie nichts gegessen. Sie wollte aber weder schlafen noch essen,

doch ihre Augen gehorchten ihr nicht länger. Sie fielen immer wieder zu, bis sie sich nicht mehr wehren konnte und ihr Kopf auf die Hand ihrer Mutter sank, die sie in ihrer hielt.

Ein paar Stunden später, gerade als es hell wurde, wachte sie auf. Dass sie auf dem Stuhl in dieser Haltung schlief, spürte sie nicht. Unter normalen Umständen hätte sie niemals so schlafen können. Sie blickte verwirrt um sich und sah ihre Mutter an. Dann spürte sie es: Die Hand, die sie in ihrer hielt, war kalt und steif. Mit einem Ruck erhob sie sich vom Stuhl und trat vom Bett weg. Sie hielt er Hände vors Gesicht. Der Weinkrampf kam wieder und dann – wie auf Knopfdruck – wurde sie ruhig. Die Gesichtszüge ihrer Mutter waren schärfer geworden, ihre Haut blass. Sie trat wieder ans Bett und sah, was sie in ihrem Albtraum im letzten Herbst genauso gesehen hatte: Ihre Mutter, die wie erfroren in einem schmalen Bett lag. Die Haare zurückgekämmt. Nie mehr wachzukriegen.

Auf einmal schien es ihr das natürlichste auf der Welt zu sein, ihre Mutter auf die Stirn und auf beide Wangen zu küssen, sich wieder auf den Stuhl zu setzen und ihre kalte Hand zu halten. Dort sitzen zu bleiben, noch einen Tag lang, bevor auch sie loslassen musste.

Freunde besuchten sie an diesem Tag in der Cafeteria des Spitals. Sie drückten ihr *ihr Beileid* aus. Am späten Nachmittag packte sie die Sachen ihrer Mutter ein, als auch ihr Körper nicht mehr im Zimmer war. Ihre Tante half ihr dabei und eine Freundin ihrer Mutter war noch da. Am späten Nachmittag brachen sie auf. Sie fuhr mit ihrer Tante und den Sachen ihrer Mutter zu sich nach Hause. Draussen war es wärmer geworden. Der Frühling kündigte sich an. In ihrem Wohnzimmer fand sie das Glas vor, aus dem ihre Mutter ihren letzten Latte Macchiato getrunken hatte. Sie war zwei Tage vor ihrem Tod noch zu ihr in die Wohnung transportiert worden. Auf ihren letzten Wunsch hin. Das Glas war noch halbvoll. Sie konnte nicht mehr viel zu sich nehmen. Ihre Tante legte sich gegen Abend in ihrem Schlafzimmer hin. Sie blieb im Wohnzimmer auf dem Sofa sitzen. Auf das halbvolle Glas starrend, das noch da war. Sie räumte es nicht weg. Wegtreten wollte sie jetzt, nur noch schlafen. Es gelang ihr schneller, als sie dachte. Sie kippte unvermittelt zur Seite und schlief auf dem Sofa ein. Wie ein Stein.

Als sie aufwachte, war es noch dunkel draussen. Fröhlichens. Sie hörte ihre Tante, die in der Küche war und Kaffee machte. Dann öffnete sie ihre Augen zum Couchtisch hin, von dem ein Licht herkam. Ihre Mutter sass auf diesem Tisch, in diesem unbeschreiblich warmen Licht. Sie sah aus, als würde sie Wache halten. Mit geschlossenen Augen. Wie in Meditation versunken oder einer besonderen Melodie lauschend. Ihr Gesicht war tiefentspannt und schien ihr etwas auszusenden. Eine Gelassenheit und Ruhe, die sie an den Wald denken liess. Sie erschrak nicht vor ihr. Sie weinte nicht. Sie staunte.

Ihre Tante stand im Türrahmen zum Wohnzimmer Sie sah zu ihr hin.

»Du bist wach. Soll ich Dir auch einen Kaffee machen?« fragte sie. Sie blickte wieder zurück auf den Tisch, wo noch das halbvolle Glas stand. Ihre Mutter war weg. Ich war doch schon wach? Das war kein Traum, dachte sie. Sie ist mir *erschienen*.

»Ich hab Mama gesehen«, sagte sie. Ganz unaufgeregt. Wie selbstverständlich.

»Hast schon von ihr geträumt?« Ihre Tante ging auf sie zu. Sie erhob sich vom Sofa. »Du musst das alles erst noch verarbeiten. Das wird ein langer Weg«, sagte sie und umarmte ihre Nichte, die über dieses erste Zeichen nicht weiter sprach.

Am nächsten Tag zeigte sich der Frühling nach einem langen, kalten Winter. Auf das, was noch kommen musste, fühlte sie sich vorbereitet, auch wenn sie manchmal dachte, dass ihr Herz zerspringen und diesen Verlust nicht überleben würde. Sie würde erfahren, dass sie stärker war, als sie dachte. Ihr Weg würde sie über die kommenden Jahre zum Staunen über die unsichtbare Welt führen, in der nicht nur die Toten, sondern auch die Seelen der Lebenden sind. Wo der Schlüssel zu unserem Kindheitszustand liegt. Zu dem Glück, das nur aus uns selbst kommt. Ein Zustand des Lebendigseins, des Frohseins, wo wir voller Gefühl sind, wo mehr ist, als es scheint, als die fordernde, sichtbare Welt uns glauben macht.